

Doch auserwählt

von

Juliane Beer



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar
unter <http://dnb.d-nb.de>

Personen und Handlungen dieser Geschichte sind
frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeiten mit lebenden
oder realen Personen wären rein zufällig.

1. Auflage März 2021
© 2021 Marta Press UG (haftungsbeschränkt), Hamburg,
Germany.
www.marta-press.de
Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Lektorat: Veronika Schimmer, Hamburg.
© Umschlaggestaltung: Andreas Imhof, Hamburg.
Printed in Germany.
ISBN 978-3-96837-001-9

1.

„Du bist eine Täterin“, hatte Monika festgestellt. „Nach vorne leiden, hintenrum zur Tat schreiten. Bedenklich. Sehr bedenklich. Ist doch so.“

Susanna verstummte.

„Ihr meint, redlich arbeitenden Menschen eure Genusssucht aufzwingen zu müssen? Eure Gesetze und Moralvorstellungen, die ihr ja offenbar für universell gültig haltet?“

Susanna wollte auflegen, besann sich, legte nicht auf, denn das wäre einem Lamento gleichgekommen. Lamento, wie Erich es verboten hatte. Sie blieb tapfer. Auch noch, als Monika ihr Anliegen festschraubte:

„Gerade ihr müsstet wissen, wie es ist, verfolgt zu werden. Aber ihr habt nichts gelernt! Ich komme nicht drum herum, dir das zu sagen!“

Susanna spürte nicht mehr, wie ihre Glieder steif wurden, wie üblich, wenn in ihrer Umgebung sorgsam Gehütetes eruptiv ans Licht schoss.

Auf der anderen Seite wurde aufgelegt. Es war gegen Mittag.

Susanna stand auf. Wusste, dass sie jetzt hart gegen sich werden würde, gnadenlos. Kaffee würde sie sich versagen, außerdem einen warmen Schal beim Gang in den Kohlenkeller. Alles bereits bekannt als Folge von Verstörung.

Wenig später glühten die Briketts im Kachelofen. Susanna setzte sich an den Sekretär. In der oberen Schublade fand sie Monikas frühe Briefe, die Briefe des kurz erschrockenen Mädchens, zusammengehalten mit Geschenkband. Susanna ging zum Ofen, zog die Klappe auf, Hitze schlug ihr entgegen, die Klappe flog wieder zu. Sie würde die Briefe ja doch nicht verbrennen.

Im Flur öffnete sie das Türchen zur Kammer und ordnete die Briefe der passenden Mappe zu.

Sollten die 1980er Jahre nicht funkeln?

Erst ein Jahr später betritt Susanna die Kammer wieder. Ein weiterer abenteuerlicher Gang, Susanna tätigt ihn für den Enkel. Der wird daraufhin vom Wehrdienst freigestellt. Auch der Zivildienst bleibt Michael erspart.

In Äthiopien werden derzeit Versorgungsgüter entladen; die Luftwaffe hatte sie eingeflogen. In Hungergebieten zu helfen, findet Michael wichtig, aber ist dafür Militär nötig? Auch Menschenrechtsorganisationen könnten das übernehmen. Michael ist jedenfalls froh, dass er keine Kaserne von innen sehen wird.

Aber warum er denn nicht zur Bundeswehr müsse, interessiert Mara.

„Frag unseren Vater!“, empfiehlt Michael. Hoffte, dass die Schwester ein bisschen Tumult auslösen wird. Sie liebt das.

James. Erläutert in lausekaltem Ton, dass Michael keinen Wehrdienst leisten muss, weil sein Vater Jude ist.

Ach so. Mara hatte tatsächlich keine Ahnung, dass es einem deswegen erspart bliebe, Krieg zu spielen. Aber was den jüdischen Vater angeht, weiß sie Bescheid. Längst. Und würde das nicht halb so aufregend finden, wenn es bislang nicht so bange verschwiegen worden wäre.

Auch wenn die Nana ihr, Michael und Benjamin immer wieder erzählte, was auf der Flucht nach Bolivien geschah, dass der Zugwaggon stundenlang stand, dass anderntags die Schiffskabine voller Flüchtlinge in Brand geriet, dass das Feuer sich im Inneren des Dampfers ausbreitete, wie ein paar wenige Passagiere es schafften, sich auf das regennasse Oberdeck zu retten – das Entscheidende wurde nie ausgesprochen. Auf Enkel-Fragen nach dem Grund der Reise hieß es, man habe sich vor dem Krieg in Sicherheit bringen wollen. So, wie zahllose andere Menschen auch. Der Krieg betraf alle, wurde betont.

Die Familie erreichte Südamerika nahezu unverletzt. Wie durch ein Wunder unverletzt, stellte Susanna fest,

wenn sie von den vierundzwanzig Stunden an Bord des brennenden Schiffs berichtete. Mehr Leid und Erleichterung zu bekunden war nicht erlaubt. Erich hatte Lamento verboten.

Michael, Mara und Benjamin waren Schulkinder; das Abenteuer auf dem Schiff mitsamt dem glücklichen Ausgang begeisterte sie auch ohnedies.

Später, als sie Teenager waren, das Unterrichtsmodul zum Thema Nazi-Deutschland absolviert und drei Folgen der Serie ‚Holocaust‘ angeschaut hatten, Letzteres zufällig, weil sich Mutter im Bett und Vater am Arbeitsplatz aufhielten, wussten sie Bescheid, wenn die Großmutter vom Schiffsunglück zu erzählen begann. Die erwähnte noch immer mit keinem Wort, dass sämtliche Passagiere an Bord vor ihren Nachbarn, ihrem Bäcker oder Friseur oder Kinderarzt geflohen waren.

Michael, Mara und Benjamin stellten schon lange keine Fragen mehr.

Michael bleibt die Bundeswehr erspart. Seinen Freunden nicht.

James hatte sich entschieden, zu reden. Die andere Möglichkeit wäre gewesen, seine Tochter, siebzehnjährig und rebellisch, anzulügen. James war keine Lüge eingefallen. Michael ist doch kerngesund und somit in der Lage, durch Schlamm zu robben oder bei Sonnenaufgang um eine Kaserne zu joggen. Auch die Mahlzeiten in der Bundeswehrkantine würden dem Gastonomen-Sohn zwar nicht schmecken, aber bekommen. Und wenn er auf solche Abenteuer keine Lust hätte, könnte er im Rahmen des Zivildienstes gebrechliche Mitmenschen im Rollstuhl durch den Park schieben. Oder nach Berlin abhauen, wie seine Freunde. Aber Michael darf in Hamburg sein Studium beginnen.

Susanna hatte sich in die Abstellkammer gewagt. Dorthin, wo das Gedächtnis sich nicht betäuben ließ, nicht

erstarrt lag, nicht nur dann zuschnappte, wenn man ihm auf die Glieder trat. In der Kammer herrschte Verführung. Obwohl Erich das verboten hatte.

Susanna beeilte sich, grub aus Kisten hervor, was die Bundeswehr benötigte. Ohne die Dokumente zuvor noch einmal gründlich durchzusehen, sandte sie sie ab. Jeder Blick darauf konnte Sehnsucht wecken. Die einzige Bedrohung hatte von orange bis türkisblau geleuchtet; um Zinn zu lösen, brauchte man Zyanid. Damals, auf der Mine bei La Paz.

Erich wollte nicht bleiben.

Als Eichmann geschnappt und nach Israel verbracht worden war, gab es kein Halten mehr. Nachrichten zur Schmierwelle in Alemania, die Radio La Paz wochenlang in die Zufluchtsstätten und in die Schlupflöcher der Deutschen gesendet hatte – vergessen. Dieser Minute, da Eichmann bei Nacht und Nebel, wie Erich es ausschmückte, in ein Auto gezerrt worden war, wich jede Menge Filmwerk. Der Schnittmeister ließ fehlerhaftes Zelluloid einfach zu Boden fallen. Susanna sollte es fortkehren. Die wusste nicht, wohin.

So maßlos hatte Erich die Entführung beeindruckt, dass sie ihm nächtelang im Traum erschien. Susanna hörte ihn genussvoll seufzen. Ließ anderntags beim Frühstück wechselnde Darstellungen der Entführung, vorgetragen mit feierlich gesenkter Stimme, über sich ergehen. Mal wehrte sich Eichmann, was ihm Erichs Hohngelächter einbrachte, mal wehrte er sich nicht, was Erich dazu veranlasste, Betrachtungen zu Schuld und Haltung anzustellen. Doch immer hieß es: „Sollst sehen, Suse, es ist vorbei mit den Hundesöhnen. Sie sind erledigt. Auch die, die zu Hause noch unbehelligt ihr Unwesen in Gerichten und Amtsstuben treiben.“

Susanna argwöhnte, dass ihr Mann glaubte, was er da redete.

Wenn der Kaffee getrunken war und die Brotkrümel im Herdfeuer verglommen, rief Erich den gemeinsamen Neuanfang in Deutschland aus.

„Ohne unversöhnliches Lamento. Spätestens in zwei Jahren wird der Hass auf Juden doch eh so aberwitzig erscheinen, wie öffentliche Hinrichtungen auf dem Marktplatz im Mittelalter. Ach was“, verbesserte Erich sich, „in zwei Jahren wird man zwischen Juden und Nichtjuden nicht mehr unterscheiden. So unwichtig sind wir. Wir kehren heim, wir werden gebraucht!“

Es war Sonntag. Susanna wusch schweigend das Geschirr ab. Zwei Monate später zog sie die Tür des Lehmhäuschens in La Paz zum letzten Mal hinter sich zu.

Erich lebte sich wieder ein. Es kamen Enkelkinder.

Die wissen seit zwei Jahren heimlich Bescheid, dass ihr Vater Jude ist. Tatsächlich, eine Lappalie wäre das. Wenn er nicht schweigen würde.

„Warum muss Michael weder zur Bundeswehr noch Zivildienst leisten?“

Alle anderen Jungs in ihrem Umfeld verschone man nicht.

Mara hatte sich vorhin dumm gestellt. Mal schauen, womit der Vater so herausrückte. Sie schob ihre Nickelbrille zurecht, markierte mit Hilfe eines Teebechers und eines Päckchens Tabak zum Selbstdrehen von Zigaretten ihr Revier auf dem Couchtisch. Setzte sich neben ihren Vater aufs Sofa. Aufrechte Körperhaltung, herausfordernder Blick.

James griff nach der ZEIT, hielt sie sich vors Gesicht. Operation El Dorado Canyon, die USA fliegt Angriffe gegen Ziele in Libyen. Die Tochter ist siebzehn und da meint man, die Welt sei zu heilen, indem man nichts verschweige. Meint, es gäbe immer eine Wahrheit.

James legte die Zeitung beiseite, blickte missbilligend über den Tisch auf das Gedeck. Missbilligend aber noch wohlwollend.

Mara stopfte rasch den Tabakbeutel in die Hosentasche.

James griff nach kurzem Sinnieren wieder nach der Zeitung und erklärte dann in die aufgeschlagenen Seiten hinein:

„Michael muss keinen Wehrdienst leisten, weil sein Vater Jude ist.“

Klingt komisch, findet James augenblicklich. Wird aber so gesagt.

Jude, na und? Dafür die ganzen Verrenkungen?, will Mara angriffslustig spötteln. Sie schweigt. Ihr Vater schaut sie an, wenn er mit ihr spricht. Im Allgemeinen. Jetzt bleibt er hinter seiner Zeitung. Das fühlt sich mies an. Ihren Vater bloßzustellen ist das Letzte, was Mara beabsichtigt hatte. Sie wollte das Phänomenale. Sie wollte sich an seinem Stolz erfreuen. Er hätte sagen sollen, dass er, Großmutter Susanna und Großvater Erich den Hundesöhnen nicht passten. Hundesöhne hatte Mara einst beim Großvater aufgeschnappt. Klang cool. Von der Flucht vor den Hundesöhnen wurde offen gesprochen. Auch vom Leben auf der Zinnmine. Vom Warum nicht.

Mara wägt ab. Kann sie jetzt beharren, drängeln? Besser nicht. Die Reaktion des Vaters ist in diesem Fall ausnahmsweise nicht vorhersehbar. Lieber Rückzug. Eine väterliche Temperaturabkühlung, auch wenn es sich dabei nur um ein paar wenige Grad handeln würde, kann Mara nicht riskieren. Nicht bei der Familie.

So spricht sie gegen die Zeitungstütelseite, hinter der ihr Vater sich immer noch versteckt, dass sie Bescheid wisse. Über ihn. Das Wort Jude vermeidet sie. Nicht, dass er meint, sie würde nachtreten. Dass Michael deshalb nicht zur Bundeswehr müsse, sei ihr aber nicht klar gewesen.

Mara schnappt ihren Teebecher vom Couchtisch und zieht ab.

Die Wohnzimmertür ist zu, James lässt die Zeitung sinken.

Das kurze Gespräch hallt nach.

James muss sich finden. Er, der durchschnittliche Familienvater mit guter Anstellung. Er, der nichts Besonderes ist. Etwas über vierzig ist er, die Kinder machen neuerdings Späße über seinen fortschreitenden Haarausfall am Hinterkopf. Dann, wenn James versucht, seinen Kindern deren bunte Irokesen-Frisuren madig zu machen. Streng ist er zu den dreien nicht. Bei ihm war Strenge auch nicht nötig, er hat zwanglos von seinen Eltern gelernt. Zum Beispiel, dass man die Mitmenschen nicht in Verlegenheit bringt.

Ach so, und Jude ist er. Aber das ist so unwichtig, dass nicht mal seine Kinder es hätten wissen müssen.

Renate. Maras Vorstoß war ihr nicht entgangen, unbemerkt stand sie am Fenster im Esszimmer, sah hinaus auf die Straße, versunken wie so oft. Als sie die Tochter im Nebenzimmer so ruhig sprechen hörte, horchte sie auf. Das Mädchen murt und mäkelte ja sonst nur. Seit Monaten.

Später am Abend schimpft Renate auf James ein.

Er hätte seinen Kindern längst erklären müssen, wie es sei. Das Jüdische, meine sie.

Wertneutral hätte er es darlegen können. Ganz sachlich, wenn ihm Bescheidenheit so wichtig sei.

James schweigt. Ist doch seine Frau immer diejenige gewesen, die das Jüdische nicht zum Familienthema machen wollte. Oder war er es? Seine Eltern? Ihre Eltern? Alle zusammen? Alle zusammen. Man hatte Gründe, jeder seine. Ausnahmsweise klappte die stillschweigende Verständigung beispielhaft. Innerhalb dieser Mischpoke, in der vier Mitglieder in achtzehn Jahren keine zehn Sätze miteinander gewechselt hatten.

Und was Michael und den Wehrdienst angeht ... Die Angelegenheit ist zwischen Vater und Tochter besprochen worden und somit erledigt.

Renate aber hat am Gespräch zwischen Vater und Tochter noch zu laborieren, als sie Stunden später im Bett liegt. Sie ist niedergeschlagen, dann zornig. Das wechselt ab, von Kindheit an. Dazwischen manchmal Hochstimmung, aber nur kurz. Renate ist neuerdings deshalb in Behandlung.

Unzulänglichkeiten anderer lassen sie kurz auftauchen, um zu verzweifeln; aber bei James hätte sie derartiges nicht vermutet, damals, sie dreiundzwanzigjährig, er ein Jahr älter und immer unbeschwert, schmuck in aufgekrempelten Jeans, die Haartolle wie lackiert. Bezaubernd fand Renate seine Angewohnheit, summend über die Flure der Hotelfachschule zu schlurfen. Nach der zweiten Begegnung im Speisesaal war sie sich sicher – mit ihm wollte sie Kinder haben.

Er und ein kleiner Dicker bewohnten das Zimmer im Schulheimtrakt gegenüber. Nachlässig hinter der Gardine verborgen spähten beide dauernd zu Renate und ihrer Mitbewohnerin Mimi hinüber. Ein bisschen durften sie gucken, dann zogen die Mädchen den Vorhang zu, um sich in Ruhe das gebleichte Haar auf dicke Wickler zu drehen. Langes Nachkichern.

Schließlich waren die vier sich im Freizeitraum nähergekommen. James und sein Zimmergenosse brachten an dem Abend einen Schallplattenspieler und Rock 'n' Roll-Platten mit. Little Richard. Renate war hochgestimmt gewesen. Immer wusste James, was gerade angesagt war.

Und dann hatte er sie zu einem Wochenende bei sich zu Hause in München eingeladen. Renate nahm an. Das waren Tage! Ihr Leben lang wird sie Mara davon vorschwärmen.

„Schon die erste Begegnung mit deinen Großeltern, sie Mitte fünfzig, er Mitte sechzig – unvergesslich!“

Susanna, bereits ergraut, habe weise auf Renate gewirkt. Herzlich sei sie zudem gewesen, vom ersten Moment an. Heiter. Anders als die eigene Mutter. Vermutlich deshalb, weil Susanna mit Mann und Kind vor dem Krieg fliehen konnte, hatte Renate damals gedacht. Ihre Mutter musste bleiben und leiden. Mara braucht das nicht zu wissen. Man bringt es den Kindern heutzutage anders bei. Vielleicht ist das richtig, Renate weiß es nicht. Aber Erich, der darf Thema sein. Kauzig sei er gewesen, fast ein bisschen verrückt. Ein Eimer Wasser habe in jedem Zimmer bereitstehen müssen. Immer. Falls es anfangen würde zu brennen. Erich habe darauf geachtet, dass der Eimer täglich frisch gefüllt wurde.

„Und beim Essen bestand die Pflicht, gründlich zu kauen. Dein Großvater kontrollierte das, indem er stichprobenartig nachfragte, wie oft gekaut worden war. Die Antwort musste lauten: ‚Dreißig Mal, Papá!‘“

Auch bei Renate sei keine Ausnahme gemacht worden. James und seine Mutter hätten seelenruhig mitgespielt. Renate hielt es dann ebenso. Weil sie von Anfang an behandelt worden wäre wie ein Familienmitglied. „Wirklich unvergesslich, dieses Wochenende!“, sagt Renate und versinkt.

Woran sie sich ungern erinnert, weshalb Mara auch das nie erfährt, ist jener Nachmittag im Wohnzimmer der eigenen Familie. Es war Herbst, Mitte der 1960er Jahre.

Renate hatte ihre Mutter am Glück teilhaben lassen wollen. Schwärmte wieder von ihrem Freund. Von dessen Eltern, bei denen sie gerade zu Gast gewesen war. So fröhliche Menschen.

„Stell dir das mal vor, Mutti. La Paz, das liegt in Bolivien. Fast einmal um die ganze Erde. Und dort ist James aufgewachsen. Du musst die Leute bald kennenlernen!“

Mutter Grete saß auf dem Sofa, die Woldecke über den athrotischen Knien. Sie langte nach ihrer Tasse, dann nach der Zuckerdose auf dem Couchtisch. Knisternd versanken zwei Bröckchen Kandis im Tee. Tochterworte drangen fragmentiert zu Grete vor. Südamerika. Sie zuckte. Unruhe erfasste sie. Sie, die den Krieg nicht mit ihren Kindern an der Sonne hatte verbringen dürfen.

Das bedurfte einer Klärung. Eine Ahnung war da. Schon lange. Grete stellte die Tasse ab. Warum Renates Schulkamerad seine Kindheit in La Paz zugebracht hätte? Er wäre doch Deutscher. Oder nicht?

„Ja, Mutti, er ist Deutscher.“

„Und Jude“, fügte Renate hinzu, weil James das mal erwähnt hatte und weil Mutter Grete präzise Mitteilungen schätzte.

Grete zuckte nur kurz, sie war vorbereitet gewesen.

Grete kämpfte. War es denn nicht überstanden?

Dass der Hitler ein zum Volk übergelaufener Jude gewesen war, hätte selbst Renates Großvater erst nach der Kapitulation erkannt. Nein, Grete gab das nicht preis. Die Kinder durften es nicht erfahren. Auch nicht, dass der Großvater nach dieser Einsicht unverzüglich in den Keller hinabgestiegen war. Um seine Dienstwaffe zu putzen. Und dabei hatte sich die Kugel gelöst.

Zwei derartige Missgeschicke sollten keinem Großvater widerfahren.

Grete schwieg die Tochter an. Peilte nach ihren Zigaretten. Ließ das Etui dann doch liegen. Versuchte, eigenständig zur Ruhe zu kommen. Zu Renates Schulkamerad hatte sie sich schon vor Wochen äußern wollen. Immer, wenn Renate am Telefon schwärmte. Grete hatte gewartet. Hatte gewartet, dass man sie fragen würde. Doch weder diese Leute noch Renate hatten gefragt, ob Grete die Bekanntschaft erlaubte. Ein Gedankenspiel dazu: Vielleicht hätte sie es erlaubt, wenn man sie gefragt hätte. Ein Gedankenspiel, sonst nichts.

Die Einfalt der Tochter, wie sie da saß und plauderte, war erschütternd.

Plötzlich Milde. Auch Grete hatte sich vertan, damals, als dummes junges Ding. Kurt, Renates Vater, litt an derselben Deformation wie Renates Onkel. Aber das Problem mit Kurt hatte sich von selbst erledigt. Nachdem in den letzten Kriegstagen die Werkhalle der Möbelfabrik durch eine amerikanische Bombe kurz und klein geschlagen worden war und somit kein Erbe mehr in Aussicht stand, hatte Kurt sich davongemacht. War dann nach dem Krieg noch einmal aufgetaucht, hungrig und abgebrannt, wurde aufgepäppelt, zeugte Renates zwei jüngere Geschwister, Grete vermutete das zumindest, und war schließlich endgültig verschwunden.

Später hieß es, er wäre mit gewissen Subjekten gesehen worden.

Grete hatte es verschmerzt.

Und jetzt, während draußen der Herbstnachmittag zu Ende ging, griff Grete doch nach Kurts ledernem Zigarettenetui, das einzige, was er ihr hinterlassen hatte, abgesehen von ein bis drei Kindern.

Gegenüber im Sessel ließ Renate noch immer unbekümmert die Fransen des Kissens über ihre Handflächen gleiten. Grete nahm sich eine Zigarette aus dem Etui und spielte damit. Man wusste auch nicht im Entferntesten von den Plänen und Beweggründen dieses Geblüts.

Beklemmung machte sich bei Grete breit.

„Wie kannst du uns das antun, Renate?“

Renate starrt ihre Mutter an.

„Was antun?“

Grete schüttelte die Frage weg. Wollte auf den Punkt kommen. Wollte es hinter sich bringen. Sie zündete ihre Zigarette an und paffte.

„Mutti, du sollst doch nicht rauchen!“

„Lass mich.“ Grete sprach mit gesenkter Stimme, unnötigerweise, denn ihre zwei jüngeren Kinder Christoph,

brav, und Monika, vorlaut, hatte sie aus einer Ahnung heraus mit ihrem zweiten Ehemann auf einen Spaziergang geschickt.

„Was tue ich euch an, Mutti?“

Endloses Schweigen nach Renates Gefühl.

Instinktiv begann sie, zu werben. Dass James' Vater Zahnarzt im Ruhestand war, jetzt junge Ärzte bei der Doktorarbeit betreute, und übrigens ein prominenter Zahnarzt mit namhafter Patientenschaft gewesen war, bevor er nach Bolivien gereist sei.

Grete atmete flach und zu schnell, eine Angewohnheit, von der ihr schwindelig wurde. Sie angelte im Lederetui nach einer neuen Zigarette. Ließ die dann doch stecken. Hielt für einen Moment die Luft an, wie ihr Doktor es demonstriert hatte. Es half. Grete konnte denken. Entschied sich, offen zu sprechen, die Tochter war erwachsen. Sagte, die Folgen der Verbindung mit diesem Mann wären nicht absehbar. Wollte sich verbessern, hinzufügen, dass die Folgen einer solchen Verbindung derzeit noch nicht absehbar wären, aber im letzten Moment konnte Grete an sich halten. Wenn sie auch mit sich ehrlich sein wollte, und daran war ihr gelegen, musste sie sich eingestehen, dass sie nicht an die vollständige Aufklärung der Vorkommnisse während des Kriegs glaubte. Nicht derzeit und nicht in Zukunft. Und es ging einfach weiter wie zuvor. Es praktizierten Ärzte, die man nicht erkannte.

Was malte ihre Tochter sich da aus? Sie war doch kein argloses Ladenmädchen, das meinte, zu Leuten habe man wegen des Berufs aufzuschauen und unbedingtes Vertrauen zu fassen.

Sie sprach das nicht aus. Renate würde es zuletzt fertigbringen, irrwitzige Zusammenhänge herzustellen. Der Mutter vorwerfen, die hätte nichts gelernt.

Nichts gelernt.

Diesen Vorwurf hörte Grete in letzter Zeit häufig, von Halbstarcken, mit denen Renate ja offenbar auf dieser

Schule verkehrte. Halbstarke, die Kleinkinder waren, als es passierte, und die genau so wenig von den Hintergründen wussten, wie ihre Eltern. Ihr Überleben verdankten diese Halbstarcken dem besonnenen Verhalten ihrer Mütter und Väter. Und jetzt meldeten sie sich zu Wort. Der sinnentleerte Anwurf, nichts gelernt zu haben, würde sich zu einer Epidemie auswachsen, befürchtete Grete. Zu einer Epidemie der Unverschämtheit. Als ob ein anständiger Mensch lernen müsste, dass man niemanden umbringt.

Grete brauchte noch eine Zigarette. Und weil Renate verstummt war, inhalierte sie hastig ein paar Züge und fuhr dann zu reden fort, wobei der Rauch ihr aus Nase und Mund zog.

Die Verbindung mit diesem Mann müsste aufgelöst werden. Andernfalls würde Renate nicht nur sich, sondern ihre gesamte Familie in Gefahr bringen. Dieser junge Mann und seine Eltern würden sich auch ihnen gegenüber nicht friedlich verhalten, erklärte Grete. Das könnten sie gar nicht, selbst wenn sie es wollten.

Renate riss die Augen auf.

Grete wiederholte:

„Diese Verbindung wird aufgelöst. Sofort.“

Damit war die Unterredung beendet.

Grete drückte die Zigarette aus, trat zur Schrankwand, öffnete eine Klappe, dahinter die neue Hausbar. Grete knipste die Beleuchtung an, wählte eine Flasche Cognac, nahm sich ein Glas, schenkte sich ein.

Das Mädchen kam nach ihrem Vater. Und war dabei, den zu überbieten. Der hatte sich einst zumindest nur verrechnet, wenn auch zu Ungunsten des Familienunternehmens.

Grete trank. Ihre Kinder würde sie sehr sorgfältig im Auge behalten müssen. Sie stürzte noch ein Glas Cognac hinunter.

Renate stand aus ihrem Sessel auf. Fühlte sich plötzlich voller Leben. Meistens war sie bedrückt oder nervös,

ängstlich oder matt. Aber in diesem Moment wusste sie, dass dem Leben beizukommen war. Gemeinsam mit James.

Dann beginnt die Weihnachtszeit.

Die Mutter wird James lieben, weiß Renate. Bald schon. James, der den Deutschen freundlich gesinnt ist.

Im Krieg wurden die Juden verfolgt, einige getötet, das hatte Renate bereits gewusst. Weil die Juden klüger und reicher sind als die Deutschen. Schrecklich, dass das ein Grund ist, jemanden zu töten, findet Renate. Für sie ist Klugheit und Reichtum ein Grund, jemanden zu bewundern. Aber natürlich machen James und seine Familie nicht Renate und deren Familie für die Vorkommnisse verantwortlich. Das wird Mutter Grete erkennen.

Die sitzt soeben auf der Couch vor dem neuen Fernseher. Es läuft eine Spielshow. Grete, ihr zweiter Ehemann und Christoph lieben sie. Renate ist die Show egal, aber sie schaut mit zu, wenn sie am Wochenende zuhause ist. Starrt auf den Bildschirm und denkt derweil an die Liebe. Die Familie versäumt keine Folge ‚Der goldene Schuss‘. Knabbert Salzgebäck, ist glücklich, dass der Frieden hält. Renate beschließt, ein anderes Mal für James zu werben.

Den Heiligen Abend verbringt man in Renates Familie im Wohnzimmer am Kamin.

Der Kamin wurde Ende November gereinigt. Vom alten Ruß befreit. Das Feuer lodere jetzt wieder viel heller, wollte Grete sofort erkannt haben. Da könne Weihnachten kommen.

Renate, die sich und James per Telegramm für den Heiligen Abend ankündigt, wird kurzerhand und samt James wieder eingeladen. Ebenfalls per Telegramm.

Mit Bitte um altersgerechte Vernunft.

Unterrichtsschluss für heute, und Renate muss das Telegramm mehrmals lesen. Steht im Schulflur, die Mappe unterm Arm, versteht nicht, was sie da liest und liest.

Die Mutter hat noch immer nicht begriffen, wer um Renates Hand angehalten hat?

Renate wird das klären, und zwar noch heute.

Am späten Nachmittag schließt der Schulhausmeister das Telefonier-Kämmerchen, ein fensterloses Kabuff hinter der Pfortnerloge, auf.

In dem Moment, da Renate den düsteren Raum betritt und die Deckenfunzel anknipst, durchschaut sie die Lage. Das Ganze ist ein Irrtum. Mutti hatte etwas falsch verstanden.

Renate hört sie bereits rufen: Aber natürlich, das hättest du mir sofort sagen sollen!

Grete ist gleich am Telefon.

„Mutti, wir haben uns falsch verstanden, entschuldige, das war meine Schuld!“ Renate kündigt sich und James, der die Deutschen mag, wie sie betont, erneut zum Heiligen Abend an.

Und Grete lädt Renate und James erneut aus.

Renate, entgeistert: „Mutti, erkläre mir das!“

Am Heiligen Abend wolle man wie immer im Kreise der Familie am Kamin sitzen. Ohne Angst vor den bösen Gedanken fremder Menschen, mahnt Grete. Nicht jeder, der in der Nachbarschaft lebe, sei automatisch ein guter Mensch.

Angst wovor? Renate versteht das nicht. Dieser Störenfried, den die Mutter geheiratet hat, ist doch eingezogen. Er beansprucht einen Sessel vor dem Fernseher und einen Stuhl am Esstisch. Bringt Strenge ins Haus. Erklärte Renate, er sei Soldat. Gewesen und überhaupt. Na, bitte, was soll einem da passieren?

„James sorgt überall für Heiterkeit“, sagt Renate jetzt zur Mutter.

Grete schweigt.

Dann eben so: „Mutti, James möchte mich heiraten. Ganz anständig.“

Stille. Bis Grete Luft holt.

„Man bringt seine Familie nicht in Gefahr.“ Dass sie der Tochter das überhaupt sagen muss, ist beispiellos.

Renate weiß darauf nichts zu antworten. Legt wie ferngesteuert auf. Wie unter Wasser gezogen fühlt sie sich dabei. Dieses elende Gefühl, ohne Ufer in Sicht, ohne Boden unter den Füßen dahinzutreiben, ist da. In den letzten Monaten war es wie fortgezaubert, aber jetzt schlägt Angst in klatschenden Wellen über Renate zusammen. Bodenlosigkeit nennt Renate den Zustand, diesen Sprudel aus Beklommenheit und Ohnmacht, der zu perlen beginnt, sobald die anderen sich gegen sie wenden. Renates Leben ist lediglich ein Versehen, ahnt sie, denn richtig ist es, fröhlich zu sein. Die Mutter lobt stets Fröhlichkeit. Wo sie nur kann. Zum Beispiel, als es wieder Butter gab, so viel, wie man essen wollte.

„Jetzt dürfen wir endlich wieder fröhlich sein. Das lassen wir uns nicht mehr nehmen.“

Christoph und Monika mampften und strahlten, Renate mahlte kraftlos. Sie mochte dick bestrichene Brote auch, natürlich. Aber fröhlich wurde sie davon nie. Nicht von der Butter und nicht von irgendetwas sonst. Die anderen spüren das. Und gehen deshalb gegen Renate vor. Soviel hat sie inzwischen begriffen. Sogar die Mutter, die doch selbst auch nie fröhlich ist, beäugt Renate daraufhin.

Wenig später sitzt Renate auf ihrem Bett im Wohnzimmer und versucht, einen gescheiterten Gedanken zu fassen, denn sie ist eine erwachsene Frau. Kein Mädchen, wie die Mutter wohl meint.

Zu Ohnmacht und Tränen mischt sich Zorn. Auch das ist bekannt. Aber heute gesellt sich noch etwas dazu. Scham. Scham, weil Renate James bereits eingeladen hat, mit ihrer Familie Weihnachten zu feiern, und was für ein Fest das immer bei ihnen sei!

James Eltern, beide nicht religiös, feiern weder christliche noch jüdische Feste und werden über die Feiertage verreisen. Renate muss James Bescheid geben, damit er noch umplanen kann.

Aber wie?

Renate steht auf, geht ans Fenster. Gegenüber Glut-Pünktchen in der Dunkelheit. Klassenkameraden rauchen auf den Hof hinaus. Warum eigentlich soll nur James umplanen? Auch Renate ist soeben eingeladen worden, aus welchem Grund auch immer. Sie werden gemeinsam umplanen. Gemeinsam könnten sie im Wohnheim bleiben. Es ist über die Feiertage geöffnet, hier kommt die Welt zusammen, alle Konfessionen und Nationalitäten, was ist dagegen das Wohnzimmer der Mutter mit einem hölzernen Soldaten im Sessel?

Renate ist heiter, nein aufgedreht. Mit einem Schlag, wie so oft. Sie und James werden gemeinsam mit ein paar Schulkameraden im Heim bleiben. Das dürfte vergnüglich werden!

Jetzt noch eine kleine Flunkerei und James wird denken, die Weihnachtsfeier zuhause sei für alle abgesagt worden.

Jeden Morgen nimmt Renate sich vor, es heute hinter sich zu bringen. Sie wird es James nebenbei sagen. Als sei es unwichtig. Es ist unwichtig. Was sind Mutter und Soldat und all die blassen Tanten und Cousins gegen die Schulkameraden? Hier spricht und riecht jeder anders. Zwei Mädchen sind sogar pechschwarz.

Renate beschließt, James zu erzählen, dass ihre Mutter überraschend unpässlich sei. Nichts Ernstes, aber eine Feier mit der gesamten Familie und Gästen wäre zu anstrengend.

Zwei Mal wird es Abend, und gegen einundzwanzig Uhr finden Renate und Mimi sich in ihrem Zimmer ein, ohne dass Renate es gewagt hätte, James auszuladen.

Bis eben saßen sie mit den Burschen aus dem Trakt gegenüber im Freizeitraum, hörten Musik, spielten Karten. Man trank Coca Cola, und es wurde viel gelacht. Renate lachte nicht mit. Sie dachte die ganze Zeit über an nichts anderes als an die vermaledeite Weihnachtsfeier. Und schwieg. Schief später schlecht. Hatte doch unerschrocken sein wollen.

Der Heilige Abend ist fast da. Renate hat sich verkrochen. Irgendwo in ihr ist ein Winkel, der sicher scheint. In ihrer Familie ist man bleich bis grau, ja, leider. Aber es ist ihre Familie.

Und dann hat Onkel Rudolf von der Sache Wind bekommen. Gretes Andeutungen reichen aus, Rudolf reimt sich seinen Teil zusammen. Und er gehört ausnahmsweise dazu? Ihn weihet man ein? Rudolf freut das, aber nicht lange. Nicht unter diesen Umständen. Nach wenigen Minuten ist die Freude vorbei. Niemand soll sich ungeliebt fühlen. Und erst recht kein Jude. Und dieser Mann ist allem Anschein nach einer. Hat es nicht bereits genug Zwist gegeben? Seine Schwester muss verrückt geworden sein, mutmaßt Rudolf. Wenn er während des Krieges in seiner Nachrichtenstube, wo er als Funker saß, erfahren hätte, was in dem Lager nebenan vor sich ging – er hätte sich sofort für Versöhnung zwischen den Parteien eingesetzt.

Aber man wusste von all den Zerwürfnissen eben nichts, alles wurde verschwiegen.

Diesen jungen Mann aber trifft keine Schuld, weiß Rudolf. Davon muss man ihn überzeugen.

Es ist zehn Uhr morgens.

Rudolf steht am Fenster und schaut zu, wie Arbeiter ein Ölfass über den Hof rollen. Im Vorzimmer klappert eine Schreibmaschine.

„Fräulein Klein“, spricht Rudolf gegen die Fensterscheibe. Im Vorzimmer ist es still. Fräulein Klein wartet auf Anweisung.

Sie möge ihn mit der Hotelfachschule verbinden.

Das wird rasch erledigt, die Sekretärinnen kennen sich, Fräulein Klein überweist monatlich im Namen des Herrn stellvertretenden Direktors das Schulgeld für dessen Nichte.

Renate wird aus dem Unterricht gerufen. Es handle sich um eine dringende Familienangelegenheit.

Die Klassenkameradinnen schauen ihr besorgt hinterher. Doch nicht etwa ein Todesfall? So kurz vor Weihnachten.

Als Renate zehn Minuten später wieder zurück in den Unterricht kommt, strahlt sie selig.

Aufatmen. Kein Todesfall. Familien-Nachwuchs?

In der Pause kann Renate dem Rätselraten ein Ende setzen. Es ging um äußerst wichtige Details der Weihnachtsfeier.

Es ging auch um die Vorgeschichte eines jungen Mannes. Renate berichtete wahrheitsgemäß, Onkel Rudolfs Ahnungen bestätigten sich. Ein Jude.

Die entsetzliche Schwester! Hatte offenbar noch nicht verstanden, dass ein anderer Wind durchs Land wehte.

Aber davon muss Renate nichts wissen. Ist ja noch jung. Und überhaupt stiftet Onkel Rudolf keinen Unfrieden in der Familie. Versucht stattdessen, soviel Liebe wie möglich einzusammeln.

Renates Mutter sei unpässlich, erfährt James endlich. Man werde beim Onkel Weihnachten feiern. Der freue sich schon, und wie.

James beschleicht ein Verdacht. Den verjagt er. Alles andere wäre Lamento, hat sein Vater ihm beigebracht.

Onkel Rudolf bewohnt sein zweistöckiges Haus allein, er beschäftigt eine Haushälterin, einen Gärtner und einen Fahrer. Sein Weinkeller ist gefüllt. Seine Garderobe, bestehend aus bodenlangen Nerzmänteln, Maßanzügen,

Goldketten und Ohrringen, wird nicht kommentiert. Die Familie befürchtet etwas. Das Umfeld ist zum Glück ahnungslos. Meint man.

Am dreiundzwanzigsten Dezember wird morgens der Tannenbaum geliefert.

Haushälterin Frau Ilse, Kriegswitwe ohne familiären Anhang, wird eingeweiht, dass man einen Juden zu Gast haben wird.

Frau Ilse hatte schon mal gehört, dass es im Krieg Zerwürfnisse zwischen den Juden und den Deutschen gegeben hatte. Ihr ist es im Krieg auch nicht gut ergangen, aber sie hörte, das Leiden der Juden wäre schlimmer gewesen als das Leiden der Deutschen. So wird es vermutlich seine Ordnung haben, dass ein Jude zum Heiligen Abend eingeladen wird. Der gnädige Herr weiß, was er tut. Frau Ilse erklärt sich bereit, am kommenden Abend zum Dienst zu erscheinen. Sie käme gern, bekräftigt sie. Was der Wahrheit entspricht, allein zu Hause würde sie trübsinnig werden.

Frau Ilse sei ja bestimmt im Bilde, was sich neuerdings in Bezug auf Juden gehöre, vergewissert sich der Hausherr noch.

Frau Ilse nickt. Sie wird den Juden behandeln wie jeden Gast im Haus.

Als das geklärt ist, fällt Rudolf ein, dass er sich für den Heiligen Abend noch nicht bei seiner Schwester abgemeldet hat. Wird sofort nachgeholt. Über die Gründe für seine Absage will er schweigen, auch darüber, dass er selbst ein Fest ausrichten wird. Grete wird ihn nicht vermissen. Wird nicht mal nachhaken.

Grete hakt nach. Weil eine Familie zusammenhalten müsse. Es heißt weiter von ihr, warum er denn um Gottes Willen nicht kommen wolle, und von ihm heißt es, er habe seine Gründe. Dann legt er auf. Hatte vorher nicht darüber nachgedacht, wie er seine Gründe darlegen könnte, denn mit einer Nachfrage war nicht zu rechnen gewesen. Also

legt er auf. Nimmt den Hörer noch mal ab, legt wieder auf. Ohne sich zu fragen, ob die Schwester das kränken könnte. Rudel kränkt seine Mitmenschen normalerweise nicht. Er ist, wenn irgend möglich, freundlich. Man soll ihn gut leiden können. Aber heute beschäftigt es ihn nicht, ob seine Schwester ihm zürnt. Nein, es ist ihm sogar einerlei. Soll sie doch. Er legt auf. Fühlt sich trotzdem gut. Oder fühlt sich gerade deshalb gut. Er wird dem Juden einen wunderbaren Weihnachtsabend bereiten. Rudel spürt Tatendrang. Er lässt die Schwester sein, ruft Frau Ilse herbei. „Morgen ist Weihnachten, wir haben zu tun!“

Der Gastgeber empfängt im Satin-Hausmantel mit Zobel-Kragen. Breitet die Arme aus. Großartig, was an diesem Abend in seinem Haus geschehen wird. Es gibt sie, die Aufrechten, die, die keine Mörder sind. Die, die sich nicht haben verleiten lassen vom Juden Hitler.

Rudolf umarmt, schüttelt dem jungen Gast die Hand, klopft ihm auf die Schulter, will ihn erneut umarmen, aber nein, fürs Erste ist es genug, Weiteres kann später noch nachgeholt werden.

James findet den Aufzug und das Benehmen von Renates Onkel ungewöhnlich, lässt sich aber nichts anmerken. Lächelt. Der Herr undefinierbaren Alters wirkt bei aller Exaltiertheit doch sehr freundlich. James' Vater liebt freundliche Menschen. Weil er dann zu James' Mutter sagen kann: „Siehst du, Suse!“

„Siehst du“, flüstert James jetzt sich selbst zu.

Nun aber erst mal Platz genommen! Die Würstchen sind heiß, Kartoffelsalat und feines Weißbrot werden aufgetragen. Scharfer Senf und süßer Senf. Ein Bier, junger Freund?

Sehr gern, James bedankt sich.

Gegessen wird schweigend, weil man unsicher ist, was das Gesprächsthema angeht. Im Radio läuft das Weihnachtsoratorium. Alle tun, als hörten sie aufmerksam

zu. Man bemüht sich auch, nicht mit dem Besteck zu klappern. Man kaut und schluckt bedächtig. Hin und wieder äugt Rudolf zum Verlobten der Nichte hinüber. Der schaut den Onkel mit offenem Blick an. Rudolf nickt zufrieden.

Dann gibt es Fürst-Pückler-Eis mit heißen Kirschen, dazu einen Rotwein aus Onkel Rudolfs Keller. Frau Ilse sitzt dabei, sie soll heute nicht in der Küche essen, hatte Rudolf am Nachmittag entschieden. Frau Ilse war gerührt, auch ein bisschen unsicher. Jetzt bemüht sie sich, nicht zu viel Platz am Tisch einzunehmen, die Arme bleiben dicht am Körper.

Nachdem sie den Nachtsch serviert hat und wieder auf ihrem Platz sitzt, denkt sie darüber nach, ob dieser junge Mann, der aussieht wie alle jungen Männer seines Alters, was Frau Ilse nicht erwartet hatte, Alkohol trinken darf. Überlegungen, welche Konsequenzen es nach sich ziehen könnte, falls er es nicht dürfte, lässt sie wieder fallen. Es ist kein Kläger anwesend. Frau Ilse wird mit niemandem über den getrunkenen Wein sprechen. Über den Gast schon gar nicht. Und sie ist sich sicher, dass der Hausherr es ebenso halten wird.

Eis und Kirschen sind gegessen, Frau Ilse räumt ab.

Renate will helfen, soll es aber nicht. Also bewundert sie die geschmückte Tanne. Schön, das Grün, märchenhaft, das Leuchten! Endlich sprechen. Das Radio kann jetzt leiser gestellt werden. Renate kriecht aus ihrem Versteck.

Ja, Onkel Rudolf habe das Dekorieren eigenhändig übernommen, die dunkelroten und weißen Glaskugeln seien aus dem Nachlass von Renates Großmutter. Dafür einen Kuss von der Nichte. Dafür und für das, was sie noch nicht erfassen kann.

Auf der Baumspitze thront der Rauschgoldengel. Die Christbaumspitze mit Hakenkreuz hat Onkel Rudolf vorerst im Keller verstaut. Heute wäre sie so oder so völlig deplatziert. Aber echte Bienenwachskerzen gibt es, wie

jedes Jahr. Jetzt, da sie herunterbrennen, verströmen sie einen Duft, der so süß ist, dass Renate plötzlich meint, weinen zu müssen.

Da streckt der Onkel schon seine Hand nach ihr aus. Sie soll mit ihm auf dem Sofa sitzen. James natürlich auch, das betont Rudolf. Der Junge ist anständig, das ist offensichtlich.

Frau Ilse ist in der Küche fertig, gesellt sich gleich wieder dazu. Wie aufregend dieser Abend ist! Feierlich und unheimlich zugleich. Und dazu wärmt der gute Wein.

Wie Herr James und seine Familie die Weihnachtstage denn bislang verbrachten, wagt Frau Ilse zu fragen.

Dieses dumme Weib! Rudolf fährt zusammen. Er hat der Dienstperson am Morgen doch genau erklärt, wie das bei den Juden sei. Dass sie auf Jesus nichts gäben.

Ja, sie hätte das schon mal gehört, beeilte sich Frau Ilse zu versichern. Aber warum dann so einer zu Jesus' Geburtstag mit am Tisch sitzen müsse, fragte sie sich still. Rudolf hatte genau diese Frage erraten. So erläuterte er, Jesus habe Nächstenliebe gepredigt. „Und deshalb bewirten wir den jungen Mann heute bei uns.“

Das leuchtete Frau Ilse ein.

Und jetzt interessiert sie, wie die Juden Jesus' Geburtstag verbringen.

An Gott glaubt James nicht, aber das muss diese herzensgute Frau nicht wissen. Feste hat er ja von jeher trotzdem gern gefeiert.

„Weihnachten bei uns? Aber ja!“ Es wurde während seiner Kindheit nach bolivianischer Tradition gefeiert. James berichtet, dass man in La Paz weniger Wert auf einen Baum lege, dafür viel Zeit und Geld in eine Krippe investiere. Sie sei der Mittelpunkt des Heiligen Abends. Umso reicher die Familie, umso prächtiger seien die Krippenfiguren. Bei ihnen zu Hause habe man handgeschnittene Könige besessen und eine heilige Familie aus Wachs. Maria trug ein Samtkleid, verziert mit Blattgold.

Und Geschenke habe es natürlich auch gegeben. Dann, als sie nach Deutschland zurückgingen, hätten sie nicht mehr groß gefeiert, sondern wären am Heiligen Abend ins Restaurant eingekehrt.

Frau Ilse ist zufrieden. Dass die Juden nicht gläubig sind, wusste sie ja, aber ihren Brauch, dennoch eine Krippe aufzubauen, findet sie anständig. Den jungen Mann findet sie wohlerzogen. Ordentlich scheint er zudem zu sein. Er trägt einen ganz sauberen Anzug und eine so hübsche Fliege aus dunkelrotem Samt. Und bei Tisch hat er sich manierlich benommen. Hat sich beim gnädigen Herrn und bei ihr fürs Essen bedankt. Warum auch immer es Zerwürfnisse zwischen den Deutschen und den Juden gegeben hatte, an diesem Mann kann es nicht liegen. Frau Ilse nimmt James' Hand und drückt sie mütterlich.

Rudel atmet auf.

Renate kichert, denn sie stellt sich James' Vater im Restaurant vor. Wie er dasitzt, drahtig und ein bisschen verrückt. Kontrolliert er auch dort, ob die Leute ihr Essen ausreichend kauen? Verlangt er vom Kellner, dass das Trinkwasser abgekocht wird? Und sitzt Susanna auch im Restaurant ganz gelassen daneben, als würde ihr Mann sich benehmen wie jeder normale Mensch? Ach, wären die beiden doch heute dabei!

„Heilig Abend im Restaurant essen? Eine gute Idee“, sagt Onkel Rudolf da und will noch hinzufügen, dass Weihnachtsfeiern zu Hause nur Familienstreit mit sich brächten, überlegt es sich aber anders. Dieser Abend ist doch bisher ausgesprochen friedlich.

„Und jetzt werden Geschenke ausgepackt!“, ruft Renate und verscheucht die Sehnsucht nach ihren neuen Eltern.

Einverstanden! Alle springen vom Sofa auf. Man hat kleine Überraschungen füreinander, die jetzt aus Taschen und Beuteln geborgen werden. Ein Buch, einen Seidenschlips, Taschentücher mit Monogramm, bestickte Hand-

tücher. Eine moderne Armbanduhr für Renate von ihrem Onkel. Man muss sie nicht mehr von Hand aufziehen, sie erledigt das sozusagen selbst. Und ein schickes silbernes Armband von James. Renates Wangen glühen vor Aufregung und von zu viel Wein.

Die Haushälterin bekommt außer neuen Geschirrtüchern vom Hausherrn ein Kuvert mit einem Fünfzig-Mark-Schein darin ausgehändigt.

Noch mehr Aufregung und Freude.

Nachdem alle beschenkt wurden, wird „Oh du fröhliche“ angestimmt. Dass James den Text nicht kennt, ruft wohlwollende Heiterkeit hervor. Er darf mitsummen. Ausnahmsweise.

Der Heilige Abend geht zu Ende. Was zerbrechlich begann, endet munter. Man wäscht gemeinsam das Geschirr ab, ignoriert Frau Ilses Protest und räumt auch noch die Küche auf; die beiden Männer haben sich ebenfalls Schürzen umgebunden und machen tatkräftig mit. Für James ist das nichts Ungewöhnliches, er und sein Vater helfen der Mutter häufig bei der Hausarbeit. Für Onkel Rudolf ist es ein Spaß, in seinem Haus ist der Abwasch Aufgabe der Dienstperson.

Der Abend ist geschafft. Meisterhaft, befindet jede und jeder still für sich, während das Geschirr zum Abtrocknen weitergereicht wird.

Erstaunlich, wie wenig Blessur eine Revolte gegen Gemeinheiten des Schicksals verursacht.

Februar.

Eine langanhaltende Kälteperiode hat zur Folge, dass die Ostsee zugefroren ist.

In München liegt Schnee, und im Bezirk Schwabing halten die Freunde der Verfolgten im Gemeindehaus ihr wöchentliches Treffen ab. Vor sechzehn Jahren gründete Emil Wiener, Inhaber von Feinkost Wiener, seit 1912 im

Familienbesitz, den Verein. Fast täglich fuhren er oder seine Gehilfen zum Lager Föhrenwald, um sich davon zu überzeugen, dass es den Juden an nichts fehlte. Zu jüdischen Festtagen vergaß man nie, Leckereien von Feinkost Wiener mitzubringen.

Das Lager gibt es nicht mehr, aber Annäherungen sind entstanden über die Jahre, Bindungen, neue Bekanntschaften, Liebesbeziehungen möchte Wiener es fast manchmal nennen, aber er schweigt. Man darf diese Leute nicht überfordern. Lieben können sie noch lange nicht. Wiener versteht das. Weiß, wovon er redet. Sein Großvater hatte sich im Widerstand betätigt. Hatte ein jüdisches Ehepaar im Feinkost-Lager versteckt.

So heißt es.

Der Kaffee ist getrunken, gleich will man auschwärmen, um nach einigen der Schutzbefohlenen zu sehen.

Ebenfalls im Bezirk Schwabing wurde gerade über eine Frage nachgedacht, auf die es keine vernünftige Antwort gibt. Gar nicht geben kann. In keiner Familie, egal welcher Abstammung. Es ist eine unbrauchbare Frage, zu dem Schluss kam Erich.

Ich schätze, du möchtest das Mädchen heiraten, Jakob. Aber warum gerade sie?

Warum gerade sie?

Die unbrauchbare Frage wollten Susanna und Erich sich schon seit Wochen stellen, eine dem anderen, weil sie es vor der Rückkehr nach Deutschland versäumt hatten, sich mit Unwägbarkeiten zu befassen.

Immer, wenn einer der beiden zu dieser Frage ansetzte, sich mit einleitenden Worten, dass Renate ein nettes Mädchen sei, langsam vorzuarbeiten versuchte, bedeutete der andere ihr, zu schweigen.

Der Krieg ist vorbei.

Wann lernen wir die Eltern kennen?, zumindest das war James von der Mutter gefragt worden.

Sie seien noch zurückhaltend, wurde der Mutter geantwortet, dann rasch Themenwechsel.

Erich hatte über die unbrauchbare Frage doch noch einmal nachgedacht. Man konnte den Jungen zumindest einmal anhören. Natürlich nur, um herauszufinden, ob er überhaupt schon etwas über seine neue Familie wusste.

Also Jakob, warum gerade sie?

Das hätte Erich seinen Sohn beinahe gefragt, während der, wie üblich beim Elternbesuch, mit gesegnetem Appetit erst Hühnchen mit Reis, dann Schokoladenpudding, dann ein Stück Marmorkuchen nach dem anderen verspeiste.

Erich variierte Worte und Betonung noch einmal, verwarf, trank einen Schluck Kaffee, konstruierte neu, hörte unaufmerksam zu, wie Suse Jakob zum Alltag in der Hotelfachschule befragte. Weihnachten war bereits Thema gewesen, Jakob hatte erzählt, dass bei Renates Onkel gefeiert wurde.

„Wer war sonst noch da?“, wollte Suse wissen.

„Alle“, hatte Jakob knapp geantwortet, ließ einen Moment den Kuchen sein und berichtete von Renates Onkel. Ein wenig exaltiert sei der, aber sympathisch. Sehr freundlich. Ach so ... und Renates Mutter sei unpässlich gewesen und deshalb zu Hause geblieben.

Susanna wollte nachhaken, aber Jakob war schon zum Thema Schule gesprungen, und das zielstrebig. Er beantwortete jede Frage seiner Mutter plötzlich ungewöhnlich geduldig, soviel bekam Erich mit.

Ja, er würde dreimal täglich essen, ja, er würde morgens gut aus dem Bett kommen, kein Problem sei das, der Unterricht beginne doch erst um halb neun.

„Hör auf, dir Sorgen zu machen, Mamá.“

Sagte Erich mit verstellter Stimme.

James grinste und Susanna schwieg, um den beiden nicht den Spaß zu verderben. Und Weihnachten war vom Tisch.

Und jetzt ich, dachte Erich entschlossen. Bremste sich aber aufgrund einer plötzlichen Eingebung. Ja, warum wollte man ein Mädchen heiraten? Eines, das bildschön war und freundlich dazu. Und das einem zu all dem auch noch zugetan war. Ja, warum nur?

Wenn Jakob sie nicht heiraten würde wäre er ein Schmock. Ein Lamento-Bruder. Ein Lamento-Bruder wie du, beschimpfte Erich sich, während er zwei Scheiben Marmorkuchen vor Jakob rettete. Susanna legte den Kuchen auf einen Teller und stellte ihn beiseite.

„Emil Wiener im Anmarsch?“, fragte James mit vollem Mund. „Papá, du hast ihm noch immer nicht verraten, dass Juden ihre Freunde nur jedes Vierteljahr sehen dürfen? Gut, dann ertrage ihn eben. Ich nehme den früheren Zug.“

*

Der Frühling ist da.

Im Rheinland steigt die Karnevalsbegeisterung. Lange lag sie brach. Der Krieg. Die schrecklichen Dinge, die passiert sein sollen. Aber zum Glück ist es vorbei – es marschieren wieder im Gleichschritt Funkenmariechen, Jecken, Grete und ihr Soldat.

In Bonn schreibt Renate Einladungen. Ben Jakob Abendschein wird sie am zweiten Mai um elf Uhr auf dem Standesamt Bonn heiraten.

Beide sind jetzt staatlich geprüfte Fachleute für das Hotel- und Gaststättengewerbe. Susanna und Erich waren aus München angereist, um die bestandene Prüfung zu feiern. Im Speisesaal der Hotelfachschule gab es für achtzig Mütter und Väter Sekt und Orangensaft, dazu standen Platten mit Schnittchen bereit, hergerichtet von den jungen Hotelfachleuten. Verzückung und Lob dafür.

Grete und ihr Soldat lobten nicht, denn sie fehlten.

7.

Ulrike Meinhof und Gerhard Müller von der Roten Armee Fraktion werden in der Wohnung eines Lehrers verhaftet.

Ein paar Kilometer weiter lebt und lehrt Monika, die den Kontakt zu ihrer Familie abgebrochen hat. Ihre Mutter und ihr Stiefvater sind Täter, weil sie den Judenmord nicht verhindert haben. James, Susanna und Erich sind Täter, weil sie ihre Leute nicht daran hindern, Palästinenser auszurotten. Aber direkt mitteilen wird Monika das Susanna noch nicht. Sie wird auf eine passende Gelegenheit warten. Sie will der Sache den gebotenen Rahmen geben. Den Briefverkehr mit Susanna hat sie aber schon mal eingestellt, mit der Begründung, ihre Zeit sei bis auf Weiteres zu knapp bemessen.

Renate sei ebenfalls Täterin, erklärt ihr Monika. Weil sie sich nicht vom Täter scheiden ließe.

Dass ihre Schwester ahnungslos sei über das, was im Krieg mit den Juden geschah, weiß Renate. Sie beschließt, es dabei zu belassen. Wie sollte sie ihrer Schwester das, was geschehen war, erklären? Monika ist so gefügig. Sagt die Mutter.

Morgens im Radio hört Renate von der Verhaftung der Terroristen Meinhof und Müller. Es interessiert sie nicht. Vor zehn Jahren hat sie ihr Revolutionspulver verschossen. Beim Kampf mit der Mutter. Aber die wird ihr wieder gut sein. Bald schon, wenn sie begriffen hat, wer James ist. Ein Jude. Ein Jude, dessen Volk Schreckliches widerfahren ist. Nur weil es klug und reich ist. Die Mutter kann es unmöglich gutheißen, dass aus diesem Grund Menschen umgebracht wurden. Renate wird der Mutter erklären, was geschah. Wenn sich die Gelegenheit dafür ergibt. Bislang ergab sie sich noch nicht. Der Alltag fordert alle.

Renate, James und die Kinder leben jetzt in Bad Salzuflen. James ist dabei, aufzusteigen. Eine weitere

Etappe ist geschafft. James ist stellvertretender Direktor des Kurhotels am Ort.

Renate hat ihre Pläne von einer Stelle im Hotel aufgegeben. Längst. Sie ist froh, wenn sie es schafft, den Tag zu überstehen. Den ewigen Tag. Unüberwindbar scheint er am Morgen. Renate räumt die Wohnung auf und befüllt die Waschmaschine. Zäh ziehen sich die Stunden hin. Angst ist wieder Renates Begleiterin, manchmal auch Erschöpfung oder Zorn. Renate bewegt sich langsam. Wie ein defekter Roboter. Ein schneller Schritt kann starke Erschütterung auslösen. Unfassbar Schreckliches geschieht auf der Welt. Und die Menschen sind trotzdem fröhlich. Renate aber will das nicht gelingen.

Gegen Mittag wird es besser. Die Angst lässt nach, die Hälfte des Tages ist fast gemeistert. Renate bereitet das Essen vor. Um eins kommen Michael und Mara aus der Grundschule und Benjamin aus dem Kindergarten gegenüber. Manchmal unternimmt Grete eine Spritztour zu den Kindern und bleibt zum Essen. Oder die Nana, Großmutter Susanna, ist zu Besuch. Nie sind beide da. Sie gehen sich mustergültig organisiert aus dem Weg.

Renates Eltern und ihr Mädchen, das zu schnell erwachsen wurde – die Feststellung ist getroffen. Susanna will damit zufrieden sein.

Das Volk wird wieder zuschlagen. Auch diese Feststellung ist getroffen. Grete will abwarten.

„Warum tust du uns das an?“, sagt Grete und tupft sich mit der Serviette Soße vom Mund.

Renate weiß keine Antwort, weiß sich nicht zu helfen und versinkt, bis die Mutter wieder nach Hause fährt.

Michael ist seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Schiebt auch genau wie der die verrutschte Brille an beiden Bügeln zurück auf die Nasenwurzel. Schlurft genau wie der ins Badezimmer, sobald er aus der Schule kommt, seift sich gründlich die Hände ein, ohne dass man ihn dazu auffordern muss. Vor dem Mittagessen

steckt er sich die Serviette in den Kragen, nach dem Essen rollt er sie sorgfältig zusammen und schiebt sie in seinen Serviettenring. So, wie er es sich bei seinem Vater abgesehen hat.

Aber die beiden Kleinen kommen nach ihrer Familie, möchte Renate meinen.

„Schau, Großmutter hatte doch auch so dunkles dichtes Haar wie Mara“, sagt Renate zu Grete. Und: „Mara ist auch so friedlich wie Großmutter einst.“

Grete erbebt. Dieses Kind, das nicht auf der Welt sein wollte, hat nichts von ihrer seligen Mutter. Es ist ein Trug-Kind. Durchdringend schaut es Grete mit den dunklen Augen an. Bekommt keine Süßigkeiten von ihr. Weint nicht mal deswegen. Schaut Grete nur mit seinen dunklen Augen an. Das wird so nicht weitergehen. Das Volk wird es nicht wollen.

„Und mein frecher Benjamin hat das herzhafteste Lachen von Onkel Rudolf.“

Wenn es nur sein Lachen ist, betet Grete.

Wenn die Großmütter nicht zu Besuch sind, schweigt Renate beim Mittagessen. Niemand verlangt Antworten von ihr, die Kinder plaudern untereinander. Renates Zwölf-Uhr-Hoch ist verflogen. Manchmal ist Renate um diese Uhrzeit krank. Leidet an Migräne. Oder an Untertemperatur. Oder die dunklen Wellen haben sie wieder überrollt. Renate geht nach dem Essen ins Bett und bleibt liegen, bis um drei die Putzfrau klingelt.

Wenn sie weder an Migräne noch an Untertemperatur leidet, sitzt Renate nach dem Essen auf dem Sofa im Wohnzimmer. Blickt aus dem Fenster. Ein Tag so quälend wie der andere. Warum? Warum ist das Leben mit James nicht außergewöhnlich? Oder zumindest erträglich? Renate kann es sich nicht erklären. Aber die Mutter wird ihr bald wieder gut sein, das macht Renate Mut. Die Mutter, der der Krieg alles abforderte. Renate will geduldig sein, sie liebt die Mutter doch.

Nachmittags klingeln Spielkameraden der Kinder. Um drei die Putzfrau. Renate späht in den Flur, wen Benjamin, der den Gästeempfang zu seiner Aufgabe gemacht hat, hereinlässt. Dann setzt sie sich wieder aufs Sofa. Ihr Leben hatte sie sich anders vorgestellt.

Warum tut James ihr das an? Er will sie bestrafen. Stellvertretend. Renate verjagt den Gedanken sofort wieder. James ist den Deutschen wohlgesinnt. Er kennt nicht das Ausmaß dessen, was geschah.

Mara erzählte Renate neulich, dass die Mutter ihrer besten Freundin Cora oft singen würde. Beim Kochen, bei der Gartenarbeit, beim Bügeln. Dann wollte Mara wissen, warum ihre Mutter nie sänge. Renate antwortete knapp, es gäbe nicht den geringsten Grund zu singen. Und wusste dann nicht, wie sie der Tochter erklären sollte, warum.

Mit dem Achtzehn-Uhr-Glockenläuten steht Renate vom Sofa auf, geht in die Küche und schmiert einen großen Teller Käse- und Wurstbrote für Michael, Mara und Benjamin. Sie stellt den Brotteller und drei Gläser Limonade aufs Tischchen vor dem Fernseher, schaltet den ein, ruft ihre Kinder herbei, verabschiedet die Kinder anderer Leute für heute. Sie setzt sich wieder aufs Sofa, nicht ohne Michael, Mara und Benjamin vorher zu ermahnen, nicht zu krümeln. Die beiden Jungen ermahnt sie außerdem, sich nicht zu streiten oder gar zu schlagen.

Das Gewaltmonopol in der Familie hat allein Renate. Die beiden Jungen dürfen sich nicht schlagen, James und Mara wollen und werden nie jemanden schlagen.

Michael wird häufig geschlagen. Von Renate. Er bringe sie zur Weißglut. Womit genau der ruhige Junge sie zur Weißglut bringt, weiß sie selbst nicht.

8.

Renate ist nicht gläubig. Hat keine Idee von dem, was sich Gott nennt. Aber sie wagt nicht zu bekunden, ungläubig zu sein. Wer weiß, was ihr dann passieren würde. Für so allmächtig, dass er ihre Zwiespältigkeit auch ohne Bekundung erkennt, hält Renate Gott nicht.

Dabei hat Grete ihre Kinder früh an Gott herangeführt. Als Säuglinge wurden sie evangelisch getauft. Später konfirmiert. So, wie es in anständigen Familien üblich sei.

Jetzt werden auch in Renates Familie christliche Traditionen gepflegt.

Zum Beispiel die Adventswochen.

Wundervolle Tage seien das früher bei ihr zu Hause gewesen, schwärmt Renate jedes Jahr Anfang Dezember. Es fährt Leben in sie. Sie spürt jetzt so etwas wie Freude, wo für den Rest des Jahres schöne Gefühle selten sind, immer seltener werden, und Renate stattdessen oft zum Heulen ist.

Aber früher ... Nachmittags, sobald die Dämmerung anbrach, habe ihre Mutter die Kerzen auf dem Adventskranz angezündet und Geschichten aus einem Weihnachtsbuch vorgelesen, erzählt sie Michael, Mara und Benjamin. Auch während des Krieges. Kerzen habe man allerdings nicht immer gehabt oder aber nicht anzünden dürfen.

„Warum nicht?“, wollen die Kinder wissen.

„Damit der Feind vom Flugzeug aus nicht sehen konnte, wo Wohnhäuser stehen, um Bomben darüber abzuwerfen“, erklärt Renate. Wegen der Bomben habe sie als Kind während zahlloser Abende oder Nächte in den Keller flüchten müssen. „Eure Großmutter musste mich aus dem Schlaf reißen.“

Von den Gestalten im Keller erzählt Renate ihren Kindern nie. Weil sie bis heute selbst nicht weiß, wer von diesen Hexen und dunkel gekleideten Männern und Feen

wirklich lebte und wer nicht. Wenn es zu viele wundersame und bedrohliche Wesen wurden, hatte Renate unten im Keller einfach die Augen zugemacht und versucht, weiter zu schlafen. Manchmal war ihr das gelungen, aber meistens hielten die lauten und leisen und bösen und freundlichen Stimmen der Wesen sie davon ab. Renate war immer müde. Bald war immer Nacht.

„Konnte man im Keller die Bomben hören, wenn sie in Häuser krachten?“, fragte Michael einmal während der Adventsstunde. Renate musste einen Moment nachdenken. Ja, so war es. Sie hatte das ganz vergessen. Es knallte und donnerte, die Kellerwände vibrierten.

„Ja, die Bomben machten Krach“, antwortete sie Michael mit abwesendem Blick.

Bomben? Mara und Benjamin können sich nicht richtig vorstellen, was Bomben sind. Aber sie müssen jedes Jahr zu Advent automatisch an diese Krachmacher denken. Es stellen sich Bilder von diffusen Gegenständen ein, die durch den vorweihnachtlichen Himmel sausen und schließlich mit Donnergetöse niedergehen.

Auch sonst werden die vier Advent-Wochen so verbracht, wie früher bei Renate zu Hause. Mit dem Unterschied, worüber sich Renate Jahr für Jahr freut, dass immer Kerzen da sind, und man die auch anzünden darf. Und bei ihrem Anblick manchmal feuchte Augen bekommt, als schwappe eine Emotion hoch. Ganz kurz. Und vorbei.

Michael, Mara und Benjamin dürfen ausnahmsweise eine Stunde mit Renate auf dem Sofa sitzen, was sie sonst nicht dürfen, weil der empfindliche helle Polsterstoff schnell schmutzig wird. Ausnahmsweise dürfen auch auf dem Sofa Plätzchen gegessen werden, nicht ohne die Ermahnung, auf keinen Fall dabei zu krümeln oder mit der Schokoladenglasur zu schmieren. Das Sofa war teuer, der Teppich ebenfalls.

„So viel Geld, dass man beides täglich neu kaufen kann, verdient euer Vater noch nicht“, erklärt Renate den Kindern.

Die Kinder haben verstanden und passen auf. Renate holt das dicke Buch voll Weihnachtsgeschichten aus dem Regal und liest daraus vor. Immer geht es um kleine Jungen und Mädchen, die brav und fromm sind. Ihre Mütter mühen sich redlich. Der Vater fehlt oft, ist in einer Schlacht gefallen. Auch wenn Mutter und Kindern Unschoenes widerfährt, machen sie Gott dafür nicht verantwortlich. Am Heiligen Abend werden die frommen Kinder für ihren unerschütterlichen Glauben belohnt und beschenkt. Falls die Mütter zu arm sind, Geschenke einzukaufen, übernimmt das eine mildtätige Seele aus dem Umfeld. Renate liest die Geschichten, zumeist geschrieben im letzten Jahrhundert, mit monotoner Stimme vor. Auf Kinderfragen gibt sie die immer gleiche Antwort.

„Das war früher eben so.“

Dass es nie so war wie in den Geschichten, wird Renate klar, wenn sie zwischendurch einen lichten Moment erlebt. Frömmigkeit und Glaube wurden auch früher nicht von höherer Stelle belohnt. Aber sie weiß nicht, wie sie Michael, Mara und Benjamin Glaube erklären soll, sie glaubt ja selbst nicht, oder vielleicht glaubt sie doch, sie weiß es nicht. Also sollen sich die Kinder selbst das Gute aus den Geschichten ziehen. Schaden können die Geschichten jedenfalls nicht, haben ihr selbst auch nicht geschadet, als sie ein Mädchen war. Im Gegenteil, Geschichten wie diese haben bewirkt, dass manchmal eine tröstende Gestalt neben ihr im Keller saß, während die Bomben fielen.

Michael, Mara und Benjamin sind über die Ereignisse in den Geschichten ein bisschen verblüfft, aber nicht sehr. Die Kinder in den Erzählungen sind schließlich seltsame Wesen, was soll man da erwarten? Im Leben von Michael, Mara und Benjamin gibt es dreimal am Tag ausreichend zu essen, es gibt Fahrräder, Skateboards, Barbie-Puppen.

Getrunken wird mit bunten Plastikhalmen Capri-Sonne. Es gibt eine Großmutter Grete, die für Michael und Benjamin Gummibärchen und Matchbox-Autos mitbringt. Es gibt eine Nana, die für alle drei Kinder Schokolade und Bilderbücher mitbringt. Die beiden Großmütter vertragen sich nicht, ganz normal sei das. Es gibt einen Sonntagsvater und es gibt eine Mutter, die auf dem Sofa sitzt. Von Gott ist nicht die Rede. Dass zu jeder Mahlzeit genug zu essen auf dem Tisch steht und für zwischendurch immer Kekse und Obst bereit liegen, hat nach Meinung der Kinder nicht Gott, sondern der Sohn des Supermarktbesitzers, der die Lebensmittel liefert, zu verantworten. Michael, Mara und Benjamin befassen sich bald nicht mehr näher mit den Weihnachtsbuch-Kindern. Hören sich die verrückten Geschichten schweigend an. Die Zeit vor diesem Fest ist doch sowieso ein einziger Ausnahmezustand.

Benjamin, jetzt auch Schulkind, darf beim Vorlesen auf Renates Schoß sitzen, manchmal auch Mara, aber die will meistens gar nicht. Michael wird nicht gefragt. Er weiß schon Bescheid, setzt sich auf die Kante des Sofas, wagt kaum, mit dem Kopf die Lehne zu berühren. Ganz vorsichtig mümmelt er ein Weihnachtsplätzchen. Er weiß genau, dass er noch mehr aufpassen muss, nicht zu krümeln, als seine Geschwister. Ihm lässt die Mutter nichts durchgehen. So sitzt er ganz steif da und lauscht den Geschichten, die er bereits auswendig kennt.

Und dann kommt Großmutter Susanna im Advent zu Besuch.

Am Nachmittag vertritt sie Renate beim Vorlesen. Ihre Enkelkinder kennen ja alle Geschichten im Weihnachtsbuch bereits auswendig. Da wäre doch Abwechslung gefragt!

Zurück in München führt Susannas erster Weg in eine Buchhandlung. Sie wählt einen Sammelband mit heiteren jüdischen Kinder-Geschichten aus, in denen es um das Warten auf den Messias geht.

Für frischen Wind beim Advent-Vorlesen, schreibt Susanna im Brief, den sie dem Buchpäckchen beilegt.

Zwei Tage später hält Renate das Buch in den Händen. Blättert es durch. Ist entsetzt. Den Juden gebührt ihre Bewunderung, ohne Frage. Und ihre Ehrfurcht. Und ihr Mitleid für das, was geschah. Aber zu Weihnachten? Zu Renates geliebttem Weihnachtsfest können die Juden nicht einmal zurücktreten? Auch wenn die Juden es töricht finden, dass man Jesus' Geburt feiert, auch wenn es sicher töricht ist, aber einmal im Jahr darf man sich doch unbedarft an etwas freuen.

Warum gesteht Mamá ihnen das nicht zu? Renate versteht das nicht, ihre Schwiegermutter ist doch sonst so großzügig. Renate ist ratlos, schließlich vergräbt sie das Buch in der Schublade unter den Familienfotoalben. Mit schlechtem Gewissen.

Für James holt sie es am Abend noch einmal hervor. Er sei doch auch der Meinung, dass so ein Buch nicht zum Advent passe? Ja, Renate wisse, dass es töricht sei, Weihnachten zu feiern. Aber einmal im Jahr ...

„Weihnachten ist doch nicht zu beanstanden“, findet James. Jeder und besonders Kinder liebten Weihnachten. Wie könne so etwas töricht sein?

Aber das Buch ist ebenso wenig zu beanstanden, wie er beim Durchblättern für sich feststellt. Ihm ist es einerlei, ob die Menschen auf Jesus, einen Messias oder sonst wen warten. Hauptsache, sie benehmen sich währenddessen. Er sagt das nicht. Renate solle das Buch weglegen, wenn sie das für richtig halte. Es ist so bequem wie beschämend, dass ihm Fragen seiner Kinder erspart bleiben.

Doch die Angelegenheit lässt ihm keine Ruhe. Nicht über Nacht, nicht am nächsten Tag. Am Mittag verzichtet er aufs Essen, bleibt im Büro, ruft Susanna an.

„Das Buch für die Kinder ist angekommen. Danke schön.“ James' Ton ist eisig, wie immer, wenn er sich gegen die, die er am meisten liebt, zur Wehr setzen muss. Und wie

unentschlossen er noch immer ist. War es richtig, das Buch seinen Kindern nicht zu zeigen? Die Unsicherheit ärgert, ja, quält ihn geradezu.

„Wie konntest du ohne vorherige Absprache mit Renate so ein Buch für die Kinder schicken? Wozu?“, schimpft er auf seine Mutter ein.

Wozu? Ja, wozu schenkt man Kindern ein Buch? Susanna ist perplex, aber sie schweigt.

Sie ist zu weit gegangen. Sie meint, es einzusehen. Womit sie zu weit gegangen ist, weiß sie nicht. Aber James hat sich vermutlich etwas dabei gedacht. Etwas, was sie übersehen hat.

„Es wird nie wieder vorkommen!“, verspricht sie. Wagt es nicht, noch einmal nachzufragen. Fürchtet doch die Antwort.

Oder dürfte man im Advent jüdische Geschichten vorlesen?, hatte Renate gestern noch gefragt, als sie James' Unsicherheit bemerkte. Sollte man es gar tun, weil es Jesus ja nicht gegeben hätte, zumindest nicht so, wie die Christen glaubten, hatte Renate hinzugefügt.

Entscheide du, hatte James sich heraus laviert. Die Worte seiner Frau hallen nach, während aus dem Telefonhörer die Entschuldigung seiner Mutter tönt und das Gespräch damit beendet ist.

Aber Renate wollte gestern nicht entscheiden, zumindest nicht sofort. erinnerte James daran, dass die Juden Jesus ans Kreuz geschlagen hätten. Das wollte sie natürlich nicht überbewerten, nein keinesfalls. Andere Völker seien schließlich auch blutrünstig gewesen im Lauf ihrer Geschichte, wenn man diesen Vergleich überhaupt anstellten dürfte, aber ausgerechnet vor Jesus' Geburtstag etwas über jüdischen Glauben vorzulesen ...

James war jetzt doch erschrocken gewesen. Meinte Renate das ernst? Renate, die auf Religion doch gar nichts gab.

Und da hatte sie schon versichert, wie sehr sie ihre Schwiegermutter liebte. Aber was die sich dabei gedacht hätte, für die Adventsstunde dieses Buch zu schicken, wäre Renate ein Rätsel.

„Unbedacht wird es von Mamá gewesen sein“, fügte sie rasch hinzu. „Aber das kann selbst einer gebildeten Frau passieren. Vergeben und vergessen!“

James beschlich ein unangenehmes Gefühl, ein bisschen wie Gliederreißen war es, Gliederreißen, das aber nicht zu lokalisieren war. Und weil es nicht zu lokalisieren war, schüttelte und streckte er sich ein paar Mal, und damit musste es gut sein.

Renate aber nahm das Dilemma mit zu Bett.

War es ein Zeichen von Hochmut, ihren Kindern zum Advent so ein Buch zu schicken? Renate drehte sich auf die andere Seite, verscheuchte diesen Verdacht rasch. Er war dazu angetan, ihr die Nachtruhe zu rauben. Nein, sie hatte das missverstanden, ihre Schwiegermutter machte kein Aufhebens um ihr Jüdischsein. Im Gegenteil. Alle Menschen waren für Susanna gleich. Ein Telefonat fiel Renate ein. Sie hatte in der Zeitung gelesen, dass ein Hochschulprofessor forderte, Juden müssten endlich aus Deutschland verschwinden. Renate war fassungslos gewesen. Berichtete Susanna davon. Die aber fand, man dürfte das nicht dramatisieren. Falls der Mann es tatsächlich so gesagt hätte, sei es immer noch so, dass jeder Mensch hin und wieder Beleidigungen ertragen müsste. Somit auch Juden.

So? Renate hatte sich über ihre Schwiegermutter gewundert. Eine derartige Beleidigung nahm sie hin? Dann aber kam Renate zu dem Schluss, dass Susanna vermutlich Recht hatte. Sicher war alles ein Missverständnis. Ganz bestimmt war es so. Man hatte den Mann falsch zitiert. Ein Hochschulprofessor wusste schließlich, wer die Juden waren. Bestimmt meinte Susanna es damals so, wusste

Renate auch jetzt, während sie in den Schlaf hinüber segelte.

Es ist ein bisschen so, als gehe ein Haushaltsgerät kaputt. Der Warmwasserboiler zum Beispiel. Das Wasser muss jetzt im Kessel auf dem Herd warm gemacht werden. Soll man den Handwerker rufen, soll man die Erkenntnis, dass er nicht mehr kommen wird, riskieren? Oder soll man sich mit dem kaputten Boiler abfinden? Man hat doch einen Herd. Also muss man trotz des kaputten Boilers nicht auf warmes Wasser verzichten.

Dann brennt ein Heizstab in der Backröhre durch. Und man backt eben nichts mehr. Aber man hat dennoch zu essen, nämlich Gekochtes.

Dann geht eine Fensterscheibe zu Bruch und man nagelt ein Brett davor. Licht fällt noch immer in die Wohnung. Ein bisschen zumindest. Und wie lange soll man jetzt so leben? Damals packte man ein paar wenige Habseligkeiten ein und verschwand.

Und wann bahnte sich heutzutage die Wirklichkeit einen Weg in Erichs Kopf?, fragt Susanna sich fast täglich.

James bezieht eine Gehaltserhöhung. Dafür hat er gearbeitet, zehn Stunden am Tag, zumeist auch an den Samstagen. Seiner Frau und den Kindern soll es an nichts fehlen. Und seine Schwiegereltern werden alsbald erkennen, was in ihm steckt. Noch begegnen sie ihm mit Zurückhaltung. Das wird sich ändern, James weiß es. Er wird es schaffen, die beiden von sich zu überzeugen. Schon häufig malte er sich aus, wie es sein würde: Er und Grete telefonieren, sie schweigt beeindruckt, sobald er berichtet. Gehaltserhöhung. Aufstieg. Schließlich hält Grete den Hörer zu und wispert in Richtung ihres Mannes, dass beim Schwiegersohn wieder eine Gehaltserhöhung fällig sei. Bei Renates Stiefvater war schon lange keine mehr fällig. Natürlich will James vermeiden, dass der Mann ihm aus

Neid zürnt. Weshalb ist es ihm noch nicht gelungen, ein zufriedenstellendes Ende für dieses Telefonat zu entwerfen.

Sonntagnachmittags gehen Grete und ihr Soldat im Wald spazieren. Beide tragen Kniebundhosen und rustikales Schuhwerk. Sie gehen strammen Schrittes, das ist gesund.

Ihrer Renate würden Waldspaziergänge ebenfalls guttun, weiß die Mutter und teilt das ihrem zweiten Ehemann mit. Aber, fährt Grete mit trüber Miene fort, ein gewisses Geblüt meide den Wald nun mal, aus welchem Grund auch immer.

Der Soldat gibt seiner Frau Recht, was Renate angeht. Warum ein gewisses Geblüt den Wald meide, weiß aber auch er nicht, noch dürften sie ihn ja betreten.

Ja, noch dürften sie im Wald spazieren gehen, wenn sie wollten, bestätigt Grete.

Beide marschieren schweigend weiter. Der Soldat atmet geräuschvoll die frische Waldluft ein.

Grete denkt über das nach, was er soeben gesagt hat. Und weil auch ihr die frische Waldluft guttut, kommt ihr etwas in den Sinn. Natürlich soll dieses Geblüt bestimmte Rechte genießen, Grete ist sehr dafür. So wie unter dem angeblichen Führer soll es nicht mehr werden. Es soll dieses Mal anders werden. Weniger blutrünstig. Nein, nie wieder wie damals. Das Trug-Mädchen würde man Renate ja zuerst nehmen, Gott bewahre. So soll es nicht mehr sein. Und so ist es auch nicht mehr. Es ist jetzt andersrum, weiß Grete.

Ihr werden Rechte nicht mehr zugestanden. Und das dürfte nicht sein.

Es knackt. Unter dem rustikalen Schuhwerk des Soldaten zerplatzen zwei Eicheln, die ihm in die Quere kollerten.

Und da wird Grete schmerzlich bewusst, dass sie niemals ihren Schwiegersohn anrufen dürfte, um ihn zu fragen, was er in Zukunft zu tun gedenke, damit es seiner Frau endlich besser gehe. Einmal hatte Grete ihre Renate gefragt, ob James auch anständig arbeite und vor allem, ob hart genug. Ob er ein richtiges Bankkonto habe. Renate war sofort empört gewesen.

Grete hatte geschwiegen. Weil sie schweigen musste. Grete wird das Recht, sich um ihre Tochter zu kümmern, nicht zugestanden.

Sie hätte doch längst beim öffentlichen Gesundheitsdienst vorgesprochen. Wenn sie dürfte. Hätte doch längst vorgetragen, ihre Tochter befinde sich in einem elenden Zustand. Wie Grete prüfen könnte, was bei der Tochter zuhause vorginge?

Der Beamte würde Schritte einleiten. Wenn er dürfte. In einer Welt, die nicht verrückt geworden wäre, dürfte er.

Aber weder dem Beamten noch Grete wird das Recht zugestanden, sich um Renate zu kümmern, in dieser Welt, die verrückt geworden ist.

Renate trägt Pelzmäntel und im Sommer luftige Seidenkleider. Auf's Geld muss sie nicht achten. Sie darf James' Gehalt verwalten und davon kaufen, was sie für richtig hält.

Trotzdem ist sie von James enttäuscht.

Warum Renate von James enttäuscht ist, weiß sie nicht so genau. Sie weiß es eigentlich gar nicht, weshalb sie es James auch nicht sagt. Er soll es selbst erkennen.

James gibt alles. Arbeitet sechs Tage die Woche. Immer sehen ihm die Schwiegereltern dabei zu, das gibt ihm Kraft. Am Sonntag, wenn die Putzfrau frei hat, erledigt er vormittags Haushaltsangelegenheiten, repariert, was unter der Woche kaputt ging, kocht, putzt gründlich die Küche. Renate mag nicht putzen. Putzen deprimiert.

James versteht das. Seine Frau soll nur das tun, was ihr Freude bereitet. Die Haushaltshilfe wird wochentags fürs Putzen bezahlt und James deprimiert die Hausarbeit nicht.

Es geht vergnügt zu, wenn er sonntags zu Hause ist. Im Wohnzimmer legt er Schallplatten auf, singt mit, scheuert in der Küche Herd und Spüle. Verteilt Aufgaben an die Kinder: den Müll hinausbringen, die Spülmaschine ausräumen, den Besteckkasten sortieren. Michael, Mara und Benjamin erledigen die Aufträge sofort und sehr gewissenhaft, was Renate verblüfft. Sie muss die Kinder wochentags dauernd auffordern zu helfen, meistens unter Androhung von Fernsehverbot und Taschengeldentzug. Sonntags aber stehen die Kinder vor ihrem Vater wie drei kleine Lakaien, die auf Befehle warten. Dabei befiehlt er gar nichts, sondern bittet um Hilfe. Aber so will Renate gar nicht erst anfangen. Wenn sie ihre Kinder bitten würde, täten die gar nichts mehr. Als Kind wurde Renate auch nicht gebeten. Es wurde ihr etwas aufgetragen, wenn sie nicht sofort gehorchte, setzte es eine Tracht Prügel. Wenn James den Kindern ab und zu eine Ohrfeige verpasste, würden sie auch Renate gehorchen.

James denkt nicht dran. Summt, putzt die Küche, beginnt zu kochen.

Was soll das? Nach dem Kochen sind Herd und Anrichte wieder schmutzig, und das Putzen geht von vorne los, weiß Renate. Was will James ihr mit seinem Tun vermitteln?

Ihre Küche ist ihm zu schmutzig? Renate wird es elend zu Mute. Sie macht es nicht richtig. Sie ist nicht richtig. War es doch nie. Richtig ist es, fröhlich zu sein. Auch beim Putzen. Erst recht beim Kochen.

Nein, halt. Vielleicht macht er es falsch? Das sollte ihre Mutter sehen! Renate kann Mutti schimpfen hören, über James, und das tröstet sie. Ausnahmsweise.

Das Putzen, das Kochen, all das geht dem Vater mühelos von der Hand, wie seine Kinder sonntags

stauend feststellen. Die Mutter strengt alles furchtbar an. Jeder Handgriff. Und die Kinder sollen ihr nicht noch im Weg stehen. Wenn die Mutter kocht, müssen die Kinder die Küche verlassen.

Sonntags aber dürfen Michael, Mara und Benjamin dabei sein und um ihren Vater herumspringen. Wer ihm im Weg steht, wird geschnappt und durch die Luft gewirbelt.

Selbst Michael, sonst ernst und still, blüht auf. Lacht, wagt es, mit seinem Bruder durch die Zimmer zu toben. Auf dem kleinen Perserteppich schlittern sie im Flur übers Parkett. Beschießen sich mit Wasserpistolen. Heute droht Michael dafür keine Strafe. Vollkommen unbeschwert sind die Sonntage, sogar für ihn.

Renate aber zieht der Radau bis in die feinste Verästelung des Nervensystems. Was würde Mutti zu so viel Ungezogenheit sagen? Würde sie feststellen, dass dieses Geblüt keinen Frieden, nicht mal Ruhe halten könne? Renates Körper vibriert, sie will das nicht, will kein zitterndes Gespenst sein, verdammt dazu, die Verfemden zu ertragen. Am Mittag kommt die Migräne. Dieses Geblüt ist gnadenlos, würde Mutter Grete sagen. Ihre Musik ist so ohrenbetäubend wie Bomben, die über dem Keller einschlagen. Renate will schreien. Aber James würde sie nicht hören. Hinter der Kellerwand leben er und die Kinder dahin.

Renate muss sich hinlegen. Liegt im Schlafzimmer hinter heruntergezogenen Rollos und wünscht sich, die Mutter würde ein Machtwort sprechen. Ausnahmsweise.

Wie James die sonntäglichen Migräneanfälle seiner Frau bekümmern! Man müsste endlich einen Arzt konsultieren. Aber das will Renate nicht. James will endlich seine Mutter zu Rate ziehen. Und wagt es nicht.

13.

James wird ersucht, dem Lions Club Hamburg beizutreten.

Neben Veranstaltungen, deren Erlös wohltätigen Zwecken zugutekommt, werden vom Club Vorträge und Gesprächsrunden organisiert. Was Politik angehe, sei man neutral, heißt es in den Statuten, die man James zuschickt. Auch wegen seines Glaubens, der Herkunft oder der Nationalität werde niemand ausgegrenzt.

James liebt freidenkerische Menschen, dass diese ihn in ihren Club bitten, macht ihn stolz.

Nächste Woche wird er in Hamburg seinen Einstand geben, ein Vortrag über das von ihm betreute Hotel in Spanien wurde gewünscht.

Renate darf nicht mitkommen an James' erstem Abend, auch später nicht; der Club ist ein Zufluchtsort für Männer. Renate versteht das, sicher, Männer wollen auch mal unter sich sein. Dennoch – sie fährt so gern in die Stadt. Ihr Tag birgt zu wenig angenehme Abwechslung und zu viel unangenehme Aufregung. Doch zumindest gegen die Aufregung hat sie sich jetzt etwas verschreiben lassen, Tabletten, die ruhig und auch ein bisschen glücklich machen; wirksam, aber ungefährlich, ganz modern, wie der Doktor pries. Renate versteckt ihre Medizin im Wäscheschrank, weil niemand davon erfahren soll, am allerwenigsten Mutter Grete. Die Tabletten wirken tatsächlich, schieben warme Watte zwischen Renate und die Welt, doch Abwechslung zaubern auch die Tabletten nicht herbei.

Um seinen Vortrag müsse sich James allerdings allein kümmern, wenn sie nicht mitdürfte, seine Sekretärin sei Renate nicht. Nun hatte James mit der Hilfe seiner Frau gar nicht gerechnet, sie war noch nie mit auf Teneriffa, auch nicht zur Hoteleröffnung, weil sich wie jedes Mal kurz vor der Abreise ein starker Migräneanfall einstellte.

James schreibt seinen Vortrag allein. Und da Renate wissbegierig ist, zu erfahren, was in einem Leben geschieht, das ihr nicht gelingen will, sitzt sie schließlich doch daneben. Aber nur zum Gucken.

Der große Abend ist da. Der Konferenzraum im Haus der Wirtschaft ist voll, fast hundert Männer sind erschienen. Ein Kellner bringt Bier und Whiskey an die Tischchen.

James referiert über das spanische Hotel im gehobenen Preissegment, dem er Starthilfe geben darf. Alle Vorzüge des hochmodernen Hotels zählt er nicht auf. Die Männer im Saal sind sämtlich älter als er. Er wünscht sich ihre Gunst und nicht ihren Neid. Und nach einer halben Stunde kommt er zum Ende. Er hatte den Vortrag bewusst knapp gehalten. Niemand soll ihn für einen neunmalklugen Schwätzer halten. Sein Vater hat ihm beigebracht, dass man es in Deutschland schätzt, gescheit nachhaken zu können.

Die Fragerunde ist eröffnet.

Die Mitarbeiterführung interessiert. Spanier wären nicht für Pünktlichkeit und Ordnung bekannt, heißt es. Was sei zu tun?

James kann das nicht bestätigen. „Das Personal in Teneriffa arbeitet sehr gewissenhaft“, bekräftigt er.

Schön, wird gefolgert, man könne in dem Punkt also auch Glück haben.

Dann die landestypischen Sitten. Gesetze, die nicht so streng seien wie in Deutschland. Einige Lions-Brüder, ebenfalls Gastronomen, haben Erfahrungen gesammelt. Berichten. Zum Beispiel, dass auch mal eine tote Maus für Stunden in der Hotelküche liegen bliebe. Der spanische Küchenchef habe die Aufregung des deutschen Chefs nicht verstanden. Die Maus sei doch sorgfältig in eine Ecke geschoben worden, mit einer Suppenkelle, die man danach gründlich abgewaschen habe. Niemand sei auf das tote Tier getreten bis das Abendessengeschäft vorbei war.

„Unschön, bei aller Liebe fürs Mediterrane“, kommentiert ein ergrauter Club-Bruder am Tischchen vor dem Rednerpult und nimmt einen Schluck Whiskey.

Tote Mäuse lägen in einem Hotel unter seiner Aufsicht niemals herum. James würde das keine fünf Minuten dulden, beeilt er sich zu versichern.

Lächeln hier und da.

Man kommt ganz allgemein auf die Hygiene im südlichen Ausland zu sprechen. Sie müsste dringend verbessert werden.

Allgemeine Zustimmung. James stimmt auch zu. Sicherheitshalber.

Dann Themenwechsel.

Hinten am Fenster steht Lions-Bruder D. auf und verkündet: „Fast der gesamte gehobene Hotelsektor in Europa ist mittlerweile in jüdischer Hand. Und Juden hieven Juden auf die besten Posten. Da können wir einpacken.“

Stille im Saal.

Wird D. etwas hinzufügen? D. sitzt schon wieder. Mehr hat er dazu für den Moment nicht zu sagen.

James starrt wie versteinert auf sein Redemanuskript, doch da steht nichts, was er nicht schon vorgetragen hätte.

Stille, noch immer.

In der Sache könne er nicht mitreden, kommt es schließlich zögernd von einem der Tische. Der Sprecher steht auf und ergänzt: „Ich habe das noch nicht festgestellt.“ Und setzt sich wieder hin. Niemand kommentiert.

Falls dem so wäre, der gehobene Hotelsektor also tatsächlich in jüdischer Hand sei – ein Problem könne er darin nicht erkennen, unterbricht einer das Schweigen. „Und auf gute Posten kommen eben die, die was können.“

Vereinzelt Zustimmung.

James wagt nicht, aufzublicken. Die Vorstellung, dass seine Schwiegermutter im Publikum säße, hat plötzlich von

ihm Besitz ergriffen. Verrückt ist das. James weiß es. Und kann die Verrücktheit nicht aus seinem Kopf vertreiben. Er schämt sich vor Grete, die nicht anwesend ist.

Eine weitere Stimme im Saal fragt D., was ihn in diesem Punkt so sicher mache. Woran man jüdische Hoteliers denn erkenne? Am Namen? „Oder erkennt man sie an der Nase? Unwahrscheinlich, oder? Ich besitze vier Hotels. Aber keine Hakennase!“

Gelächter.

James hält den Kopf gesenkt.

„So kommt man Judenhassern bei. Mit Humor. Nur mit Humor“, freut man sich irgendwo im Saal.

D. gibt verärgert bekannt: „Ich rieche Juden.“

Er springt auf. Ein paar Augenbrauen schnellen ebenfalls in die Höhe. Leises Raunen an einigen Tischen. Doch niemand kommentiert D.s Bekenntnis sinnlicher Fähigkeiten.

James blickt auf, starrt ins Publikum. Sucht Grete. Die Vorstellung, sie säße hier, lache über ihn, ist wie eine Zange, in der sein Kopf steckt. Er blickt von Tisch zu Tisch, erkennt aber nichts. Nicht die verlegenen Blicke an einigen Tischen, nicht die ärgerlichen an anderen Tischen. Und auch nicht die Zustimmung für D.s Bekenntnis hier und da in Form von nachdenklichem Kopfnicken.

Ein weiterer Blitz durchzuckt James. Ob der Kommentar Aaron und ihm galt? Seine Herkunft ist hier nicht bekannt. Weil sie unwichtig ist. Und Aaron mit seinen fünf Häusern ist ein kleiner Fisch. War es somit eine ganz allgemeine Feststellung von D.?

Wahrscheinlich. Sehr wahrscheinlich. Und deshalb darf die Angelegenheit nicht dramatisiert werden. Hoffentlich macht jetzt keiner Lamento. Bestimmt hatte D. auf etwas völlig anderes hinausgewollt.

Etwas anderes als was?

Genau, das ist es doch. James erfasst die Lage. Er war soeben dabei, D. Feindseligkeiten zu unterstellen. Und

seiner Schwiegermutter ebenfalls. Er wäre beinahe in die Lamento-Falle getappt, vor der sein Vater ihn immer gewarnt hatte.

Geradezu wahnhaft wäre es, hier böse Absichten zu wittern. James atmet auf. Grete wird nie erfahren, was soeben geschah. James Herz klopft. Glück streift ihn leise und zieht weiter. James schaut sich um, erkennt jetzt die Gesichter im Saal. Grete ist nicht da. Der grauhaarige Club-Bruder am Tischchen vor dem Rednerpult nickt ihm wohlwollend zu. James ignoriert das. Er braucht keinen Verbündeten. Niemand ist ihm feindlich gesinnt. Weil er sich nicht von den anderen unterscheidet.

Und da die Stimmung im Saal auch nach einigen Minuten noch gedrückt ist, beschließt der Gesprächsleiter, eine kurze Erfrischungspause anzuordnen.

D., der sich missverstanden fühlte, hatte die Erfrischungspause genutzt, um sich zu verabschieden. Ein gesamtes Land zu beschlagnahmen fände man hier offenbar auch nicht der Rede wert. Na, dann.

D. musste sowieso gehen, seine Frau würde an einem akuten Neurasthenie-Schub leiden.

Nach der Pause, während der jeder Lions-Bruder einen Schnaps getrunken und leise für sich entschieden hatte, die Sache auf sich beruhen zu lassen, ging man zum gemütlichen Teil des Abends über.

James ist und bleibt Mitglied im Club. Der Abend seines Einstands war friedlich zu Ende gegangen. Renate hatte er nichts von dem geringfügigen Zwischenfall erzählt. Keinesfalls sollte sie denken, ihr Mann würde jedes dahergeredete Wort auf sich beziehen. Sich womöglich für etwas Besonderes halten. Keinesfalls sollte Renate ihrer Mutter von dem unwichtigen Vorfall erzählen.

Auch bei James zu Hause geht alles weiter wie bisher. Keine besonderen Vorkommnisse. Meint er.

Seine Kinder pubertieren. Sie färben sich die Haare grün und lila und hören Punk-Musik. Tragen zerschlissene Lederjacken. Michaels und Maras Nasen zieren neuerdings Silberringe. Bei ihrem letzten Ausflug nach Hamburg haben sie sich den Schmuck im Tätowierstudio durch die Nasenflügel schießen lassen. Ohne die Eltern vorher um Erlaubnis zu fragen.

„Wir waren früher auch keine Engel“, erinnert James seine aufgebrauchte Frau.

„Es geht nicht nur um die Ringe, dieser Unfug wird den beiden bald selbst zu albern werden. Aber Michael ist ein riesiger Kerl geworden. Kann ich es wagen, ihm überhaupt noch etwas zu verbieten?“

Genauer muss Renate sich nicht auszudrücken. Meint sie. James wird, falls er noch ein Fünkchen Interesse an seiner Familie hat, von allein erkennen, worum es ihr geht. Auch wenn Renate nichts auf die Methoden ihrer Mutter gibt – aber jetzt, wo sie selbst Kinder hat, sieht sie ein, dass es ohne Ohrfeigen eben manchmal doch nicht geht.

„Hätten beide Seiten – Juden und Christen – als Kinder mal eine anständige Ohrfeige bekommen, wäre der Krieg nicht so schrecklich für uns alle geendet“, sagte die Mutter zu Renate und Monika. Damals und oft. Immer dann, wenn die beiden halbwüchsigen Mädchen sich eine Ohrfeige gefangen hatten. Mutter Grete blickte hiernach stets traurig zu Boden. Hätte sich als junge Frau wahrlich eine schönere Zeit gewünscht. Renate war dann auch traurig. Und heute begreift sie, was die Mutter meinte. Kinder wissen eben noch nicht, wo die Grenzen sind.

Das ist lange her, jetzt trinkt James sein Feierabend-Bier und misst Renates Bemerkungen keine besondere Bedeutung bei. Michael ist doch im Grunde ruhig und vernünftig. Momentan nun mal ein wenig außer Rand und Band.

Dass er bitte seine Mutter respektieren möge, wird James seinem Sohn am nächsten Morgen mit auf den Weg

geben. Der Sohn hat bereits die Kopfhörer des neuen Walkman auf den Ohren. Aber er nickt; sein Vater hat ihn um irgendetwas gebeten.

Dass Ohrfeigen Kinder zu besseren Menschen machen, weiß James nicht. Renate hat es ihm nicht erklärt. Und die Kinder schweigen. Noch. Der Vater ist doch nur einmal die Woche für sie da. An dem Tag wollen Michael, Mara und Benjamin es schön haben mit ihm.

Und solange sich niemand meldet und gut hörbar beschwert, freut sich der Vater, der nie geschlagen wurde, dass alles friedlich und harmonisch vor sich hin läuft. Die Welt da draußen ist oft bedrohlich, das haben seine Eltern ihn gelehrt, mal ungewollt, mal ganz bewusst. Aber die Familie ist eine Trutzburg.

James hat nie darüber nachgedacht, ob man auch in der Familie seiner Frau die Welt da draußen bedrohlich findet. Sie auch dort nicht niederringen kann, aber zumindest mit denen, die um einen herum sind, fertig werden will.

14.

Die Probleme ihrer Tochter entgehen auch Grete. Seit Wochen beschäftigt sie nur das eine: ihr Hotel in Teneriffa.

Nicht die Enkelin, die während ihrer Abwesenheit haltlos wäre, nicht die Übernahme dieses Hotels durch einen Juden, nicht das Klima, das sie aus der Puste brächte, bremsen ihre Lust auf dieses Abenteuer.

Erneut zieht sie ihren zweiten Ehemann zu Rate, am Abend, als beide gemütlich in ihren Ohrensesseln sitzen. Spanien, Sonne, Meer – wäre das nicht auch etwas für ihn? Fein essen gehen, man würde sie umsorgen, es sei ja ihr Hotel.

Der Soldat misstraut noch immer der spanischen Sonne und dem spanischen Meer. Ebenso misstraut er dem Betrieb in seinem Hotel. Er habe keinen Einblick, was dort